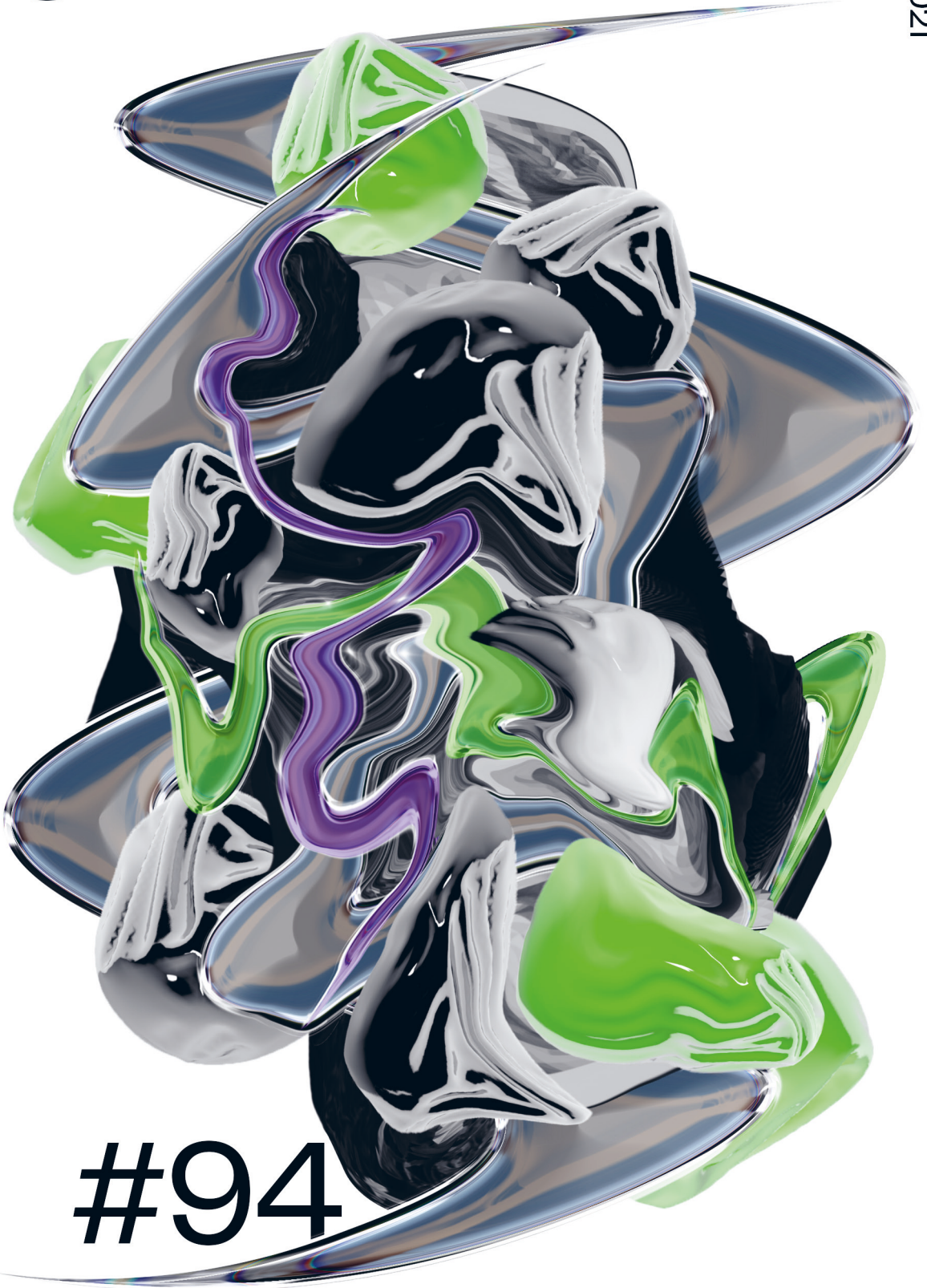


eigenart

Studierendenmagazin der Universität der Kunste Berlin

01/2021



#94

Zukunftsvisionen

**Wie sieht unsere
Zukunft aus?**

**In welcher Gesellschaft
werden wir leben ?**

Was ist die neue Realität?

Wir freuen uns, euch #94 des *eigenart*-Magazins unter dem Titel Zukunftsvisionen vorzustellen. In dieser Ausgabe beschäftigen wir uns mit der Idee der Zukunftsdarstellung.

Das Magazin ist in fünf Unterthemen gegliedert. Jedes von diesen repräsentiert eine Stufe in der Entwicklung der Zukunft und konzentriert sich gleichzeitig auf einen bestimmten Bereich.

Alle Inhalte wurden von uns während des Open Calls unter den Studierenden der Universität der Künste gesammelt, der von Oktober 2020 bis Januar 2021 stattfand. Viele ergänzende Inhalte sind auch online verfügbar, dazu könnt ihr den QR-Code auf den jeweiligen Seiten verwenden. Weitere Texte, Videos und Audioarbeiten findet ihr in der digitalen Version unseres Magazins.

Viel Spaß beim Lesen!

Eure *eigenart*-Redaktion

entwickeln

Als Studierende der UdK stehen wir an der Schnittstelle zwischen Technik, Kunst und Wissenschaft. Wir denken, reflektieren über Themen, aber vor allem kreieren und entwickeln wir neue Dinge. Diese Dualität bedeutet, dass wir nicht nur über die Zukunft fantasieren, sondern auch die Bilder im Kopf in Formen realer Konzepte und Kunstwerke bringen.

Die Entwicklung neuartiger Technologien, ihre Rolle in der zukünftigen Gesellschaft und das Verhältnis dieser zum Menschen sind unumgängliche Themen, wenn man sich mit Zukunftsvisionen befasst. Mit der Kategorie *entwickeln* befassen wir uns auf explorative, kreative und nachdenkliche Art und Weise damit, wie das Denken und Entwickeln in der Zukunft aussehen kann und wie wir uns als Individuen, als UdK-Student*innen weiterentwickeln können.

konstruieren

Im Laufe der Geschichte war die künstlerische Welt immer auf der Suche nach neuen Formen. Die Erstellung solcher Formen ist, wie jede kognitive Tätigkeit, eine Konstruktion, d. h. die Erstellung eines Entwurfs.

Aber wem gehört die Erstellung eines Entwurfs? Können wir sie beeinflussen? In dieser Kategorie wenden wir uns dem Verb *konstruieren* zu und denken darüber nach, wie die Konstruktion neuer Formen die Entwicklung beeinflusst. Darunter findet man hier Ideen für den Zukunftsraum und historische Auswirkungen auf diese.

regenerieren

Die Covid-19-Pandemie hat unser aller Leben massiv eingeschränkt. Von einem Tag auf den anderen waren wir dazu angehalten, zuhause zu bleiben und unsere sozialen Kontakte auf ein Minimum zu reduzieren. Zu Beginn ahnten die wenigsten, wie zehrend das Jahr sein würde, das auf uns zukam. Die pandemischen Auswirkungen machten auch vor der Kunst keinen Halt: Neue Formate mussten geschaffen werden, Ausstellungen umgedacht, Kunst und Lehre neu gedacht werden.

Wir wollen dieser Perspektive Raum geben: Wie geht es Kunstschaffenden in Zeiten der Pandemie? Wie hat sich die Kunst verändert? Wie funktioniert die digitale künstlerische Lehre? Und wird sich die Kunst regenerieren?

bilden

Was erhoffen wir uns von unserer Zukunft, woraufhin wollen wir ausgebildet werden? Und welche Erwartungen haben wir dementsprechend an unser Studium, wie soll unsere Bildung aussehen? Ist unsere Ausbildung eine hinzunehmende Gegebenheit oder können wir sie aktiv mitgestalten, gemeinsam neue Strukturen bilden und veraltete Elemente wie etwa unnötige Hürden und exkludierende Barrieren abbauen?

In dieser Kategorie denken wir das Wort *bilden* als ein ständig im Wandel begriffenes Gerüst, dessen Bau eine aktive Teilhabe aller Beteiligten einfordert und hinterfragen somit seine Zweideutigkeit.

wachsen

Die Welt um uns herum verändert sich ständig, entwickelt sich und wächst. Dies wirkt sich auf das Leben auf der Erde und die Entwicklung der Gesellschaft als Ganzes aus. Folglich sind Mensch, Entwicklung und Umwelt eng miteinander verbunden.

Heute müssen wir unsere Aktivitäten weltweit mit Rücksicht auf die Umwelt regulieren, die durch das unüberlegte Handeln der Menschen ihr gegenüber leidet. Hier besprechen wir die Zukunft unserer gemeinsamen Umwelt, mit besonderem Fokus auf den Klimawandel und die damit verbundenen gesellschaftlichen Prozesse.

INHALT

08 entwickeln

- 10 Die digitale Transformation von *eigenart*
- 12 Body Factory
- 14 Doom Monger
- 16 Topia
- 20 „Wir denken die Welt in Geschichten“
- 28 Podcast: Entspannt Provokant

30 konstruieren

- 32 Russian Avant-Garde and the rural spaces
- 38 Ein Boden und ein Deckel hat die Kiste
- 40 Von der Muse zur Meisterin: Feminismus in der Kunst
- 46 stratum corneum

48 regenerieren

- 52 99 Fragen an die Kunstpraxis
- 56 Berlin Zoo Station Simulacrum
- 58 Zwischen Zoom und Steinecke: Digitale Lehre aus Sicht der Dozierenden

64 bilden

- 66 „Almost There - Fast da, fast geschafft.“
- 70 9 Gründe, warum ein Jahr Hochschulpolitik dir mehr beibringt als jedes Praktikum
- 78 Lasst uns über unsere Ängste sprechen
- 84 Studieren mit Beeinträchtigung - mal sichtbar, mal nicht
- 90 „Verpflichtende Quoten finde ich schwierig“ - Ein Interview mit Prof. Norbert Palz

98 wachsen

- 102 Is there still time ?
- 106 Klimanotstand!
- 110 From Oceans and Rivers to Blood-vessels and Streams.

ENTWICKELN

Die digitale Transformation von *eigenart*

NIKA GRIGORIAN / AStA / Kunst im Kontext

Die Geschichte über die Digitalisierung des Studierendenmagazins der Universität der Künste.

www.eigenart-magazin.de

Ich habe im Januar 2020 mit der Arbeit am *eigenart*-Magazin begonnen, als ich mein Amt beim AStA als Referentin für Kommunikation und *eigenart* angetreten habe. Mein Hauptziel war es, Studierenden die Möglichkeit zu geben, ihre Gedanken und Projekte im Magazin vorzustellen. Meine Schritte dafür waren: 1) das Magazin zu digitalisieren, 2) es zwischen Studierenden und Dozierenden zu verbreiten.

Zuerst musste ich ein Team finden. Ich habe Anzeigen in den sozialen Medien und auf der Website des AStA geschaltet. Danach sprach ich mit dem Gestaltungsteam, das die gedruckte Ausgabe des Magazins 2019 gestaltet hatte. Diese haben Informationen in die Klassen der Visuellen Kommunikation an der Universität getragen. So fand ich das Gestaltungsteam, das den Entwurf für die digitale

Version der *eigenart* gemacht hat. Nach dem ersten Treffen einigten wir uns auf ein Konzept. Ich legte meine Hauptidee dar - Studierenden die Möglichkeit zu geben, ihre Arbeit der Öffentlichkeit zu präsentieren. Es war wichtig zu verstehen, was unsere Aufgabe ist und diese klar und deutlich festzulegen. Mein nächster Schritt war die Zusammenstellung des Magazin-Teams und die Ent-

wicklung des Konzepts. Damals, im Februar 2020, waren es fünf Personen, die sich an dem Magazin beteiligen wollten. Bei der ersten großen Redaktionssitzung, bei der wir alle zusammentrafen, kamen wir auf die Idee, das Magazin in drei Kategorien aufzuteilen: Morgen, Heute, Gestern. Dies war der Ausgangspunkt für die Herangehensweise in Hinblick auf Information und Design. Danach begann die Pandemie, sodass wir uns nicht mehr live treffen konnten und alle Treffen online waren. Im April eröffneten wir den ersten Offenen Aufruf "Grenzenlos". Was sind Grenzen, welche Formen nehmen sie an, und was passiert, wenn sie brechen? Dieses Mal beschlossen wir, alle Inhalte, die wir bekommen hatten, zu veröffentlichen. Im Mai ging das Magazin online. Nach dem Start gingen wir in die Entwicklungsphase. Da es sich um einen Entwicklungsprozess handelte, entschieden wir uns, die Magazinseiten Stück für Stück zu programmieren und alle zwei Wochen eine Seite zu veröffentlichen, sodass unsere Plattform bis Juli 2020 vollständig fertig war. Der nächste Schritt war die Bekanntmachung des Magazins unter den Studierenden. Zu diesem Zweck haben wir beschlossen, ein Instagram zu starten. Heute wird das Magazin von 200 bis 300 Personen pro Woche besucht.

Etwa die Hälfte des Traffics kommt von Instagram. Unser zweiter Open Call hieß "Virtueller Rundgang". Eine digitale Sonderausgabe, die sich auf die Präsentation von Kunstprojekten von Studierenden der Universität der Künste im Rahmen des Magazins fokussiert. Dieses Thema spielte für uns eine wichtige Rolle, da wir als Student*innen aufgrund von Beschränkungen der Pandemie nicht in der Lage waren, unsere Arbeiten physisch auszustellen, in dem Format, das



präsentieren. Dadurch hat sich die Navigation durch das Magazin verbessert und die Benutzer*innen gehen nun eher von der Startseite zum Lesen des Inhalts über. Im Oktober 2020 starteten wir mit dieser Ausgabe "Zukunftsvisionen", die ihr nun in den Händen haltet. Das Thema entstand aus einer Umfrage unter Studierenden auf Instagram und die meisten stimmten für dieses neue Thema. Ursprünglich waren wir nicht auf die Printversion fokussiert. Nachdem wir bereits zwei digitale Ausgaben hatten, dachten wir, wir würden dem gleichen Muster folgen und einmal pro Woche in digitalem Format veröffentlichen. Im Januar setzten wir uns zusammen und erkannten, dass wir diese Ausgabe drucken wollen, und wir die Kraft und das Team haben, um das zu tun.

wir gewohnt waren. Die Ausgabe war sehr experimentell, wir wollten neue digitale Ausstellungsformate finden. Im September 2020 haben wir nach der Analyse unserer Statistiken über die Website-Aufrufe festgestellt, dass viele Nutzer*innen unsere Homepage verlassen. Das lag vor allem daran, dass der Inhalt selbst nicht bereitgestellt wurde. Wir haben die Homepage neu gestaltet, um den Nutzer*innen mehr Inhalte zu

So sind wir dazu gekommen, eine Balance zwischen dem digitalen und dem Printformat des Magazins zu finden. Unsere Inhalte sind immer online verfügbar und gleichzeitig produzieren wir einmal im Halbjahr eine Sonderausgabe. Alles, was ich in diesem Text beschreibe, wurde vor allem durch das dynamische und interdisziplinäre Team des Magazins ermöglicht, das ihm die Möglichkeit gab, sich im digitalen Raum zu entwickeln.



ONLINE
LESEN

Body Factory

TSINGYUN / Kunst und Medien

Body factory is committed to training and transporting mechanical human workers. It aims to enhance and optimize the human-machine symbiosis.

After 90 days of training, human-machine cooperation rates could reach up to 90%. In the next 90 days, every human worker will be matched with a suitable machine, where they will both live and work together. This particular training phase is designed to nurture the relationship between humans and their machine coworker by getting to know each other. As a bonus, the workers will get the chance to upload their mind after successfully completing the training program.

Bild: Tsingyun



VIDEO
HERE

Doom Monger

MERANI SCHILCHER / Visuelle Kommunikation

With everything happening in the world right now, the question of how bad things might get has become increasingly urgent.

We're inching towards a crisis and one of the questions that has been lingering for a while is whether technology will be our saviour or our demise. But technology is only an expression of our humanity.

With the computer as with any tool, the concept and direction must come from the man – this morphs the initial question: Are humans going to kill themselves?

The Doom-Monger is an entity that predicts disaster. When watching the news we're conditioned to seeing other people because we want to know how they're dealing with the situations at hand, but the Doom-Monger removes all humans from his vision. With him, the backstage becomes the spectacle. You're given impressions of a foreseen future that resemble déjà vu; these images refer to events that never happened and never will, even though the spoken word suggests otherwise. He's showing us the world without present tense.

They are images of our imagined future once the collapse is upon us. Even though a lot of horrible things are happening right this moment, this work is a poetization of the present through the assertion of future asymmetry and asynchronicity.

Doom-Monger is a video installation that uses a state-of-the-art machine-learning framework to remove people from live news broadcasts virtually in real time while leaving the original audio track untouched. It is a never ending livestream. The project was realised in February 2020, shortly before the corona eruption in the Western world, and stands as a manifestation of the then prevailing naivety of the people with regard to the seriousness of the crisis.



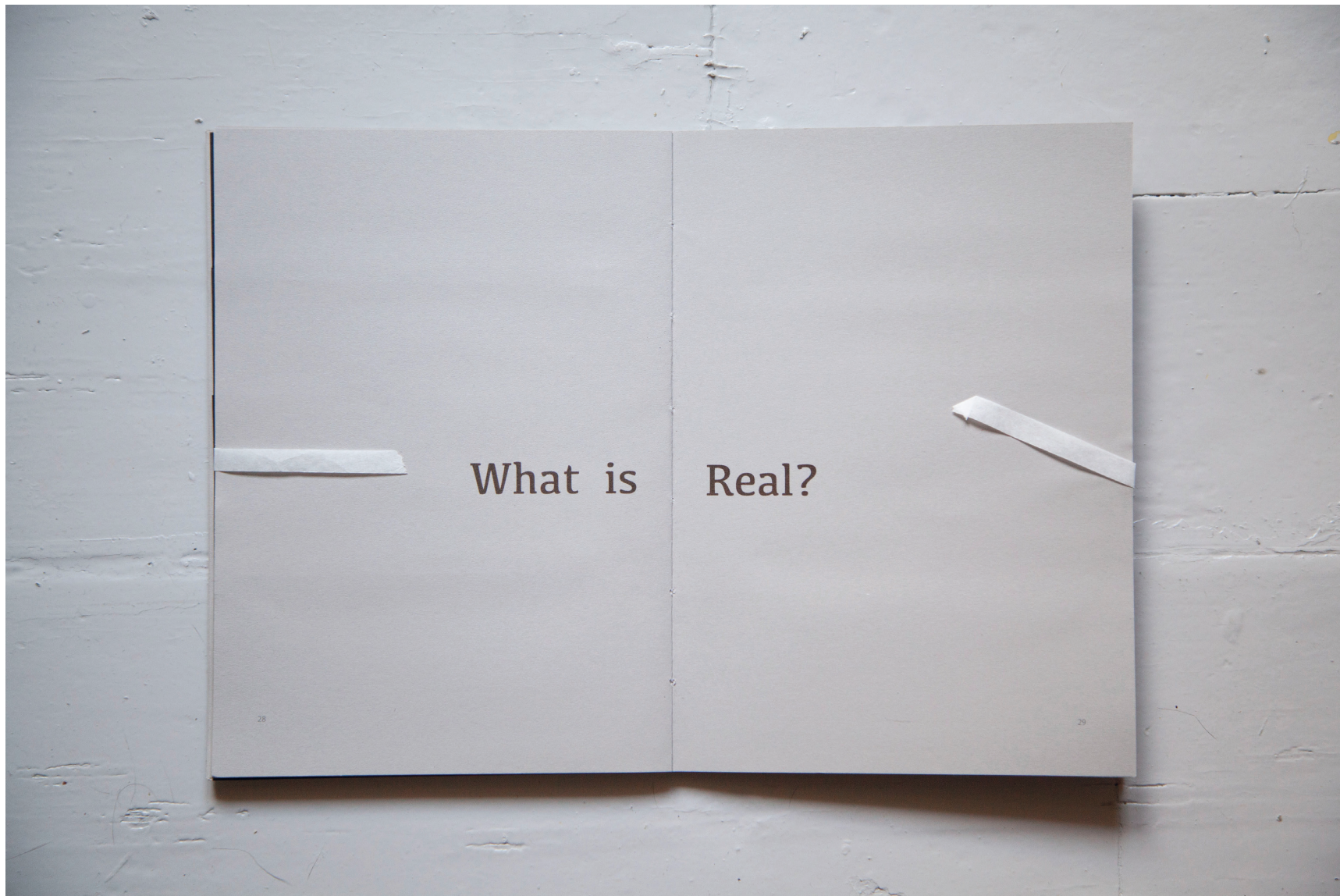
Bilder: Merani Schilcher



VIDEO
HERE

Topia

FANG TSAI & TONI NGUYEN / Kunst und Medien



What will the future look like?

With the development of the digital world, the role of data becomes more important. What might happen if a world only consists of data? When people enter the digital world, they are separated from real existence. All the details inside that world are created by humans. The only difference between the virtual world and the real world is the amount of data.



Bilder: Fang Tsai, Toni Nguyen

fangtsai.wixsite.com/fangtsai15
toniartwalker.de



VIDEO
HERE

„Wir denken die Welt in Geschichten“

CHING-YANG LEE & LISA HOFMANN / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

Wie kann die Zukunft nach dem Studium an der UdK aussehen? Das Alumni-Feature mit zwei Gründern aus der GWK – Ein Gespräch über die Selbstständigkeit post-UdK, die Erzählung als Strategie und, nicht zu vergessen: die wichtigen Momente aus ihrer GWK-Zeit.



Für uns, die Studierenden der UdK, ist die Zukunft nicht in zehn, zwanzig oder fünfzig Jahren, sondern unmittelbar nach dem Studium. Als Künstler*innen, Designer*innen und Kreative finden wir uns in einer Gesellschaft und in einer Arbeitswelt wieder, in denen wir stärker und stärker dazu aufgefordert werden, innovativ zu sein, zu überraschen, zu begeistern und zu inspirieren. Ein unglaublich weiter, spannender Möglichkeitsraum öffnet sich vor uns, doch wie navigiert man sich da durch? Was sind mögliche Zukünfte für Absolvent*innen der UdK? Mit diesen Fragen im Hinterkopf werden wir jedes Semester mit Alumni der UdK sprechen und durch die Augen von denen, die in der Zukunft sind, einen Ausblick auf unsere eigene Zukunft wagen.

Den Auftakt des Alumni-Feature bildet ein Gespräch mit Frank Otto Dietrich und Ralf Schmidt-Bleeker, beide Ehemalige der Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation. Kurz nach dem Studium haben sie die WAALD Creative Group gegründet, mit der "strategischen Narrative" als Leitprinzip ihrer Praxis, und begleiten Unternehmen in den unterschiedlichsten Herausforderungen mit strategischer Beratung, digitaler Transformation und der Produktion von Creative Content. Sie arbeiten wie das Ökosystem eines Waldes, stets lebendig und anpassungsfähig an Veränderungen.

Der Begriff der Arbeit befindet sich seit den letzten Jahren in einem Wandel; eine ganz zentrale, daraus resultierende Frage für Arbeitnehmer*innen ist, warum sie in diesem Unternehmen arbeiten. Warum genau habt ihr WAALD gegründet?

Schmidt-Bleeker: Wir haben gemerkt, dass in den großen Agenturen Modelle für die Markenstrategie zum Einsatz kommen, die aus mechanistischen, betriebswirtschaftlichen Kontexten heraus entwickelt wurden. Dadurch werden Dinge, die eine Marke spannend machen und zum Erfolg führen, nicht abgebildet. Ganz im Gegenteil werden eher tote Strukturen hervorgebracht.

Wir haben nach einem Prinzip gesucht, das das Menschliche transportieren kann. Wir denken die Welt in Geschichten – das Prinzip der Narration bildet genau das ab. Wir folgen der Überzeugung, dass unsere Welt strategische Narrative braucht und entwickeln solche Narrativen für Wirtschaft, Politik und Kultur. Unser „Warum“ ist also, dass wir lebendige Dinge in die Welt bringen möchten und nicht Dinge, die am Ende Sachzwänge, Technokratie und tote Strukturen erzeugen.

Dietrich: Über dieses Prinzip haben wir auch ein Buch geschrieben. Wir wollten unsere eigene Gesetzmäßigkeit formulieren, weil die vorherrschende dieser Welt nicht zu dem passt, wie wir die Welt sehen. Diese eigenen Gesetzmäßigkeiten treiben uns immer noch an und sind Grundlage unserer Freiheit. Diese Freiheit führt dann zu einer lebendigeren, wertvolleren Welt, die wir mitgestalten.

Was macht für euch die Arbeit als Selbstständige aus? Was gefällt euch daran, was ist eventuell schwierig?

Dietrich: In einer eigenen Gesetzgebung zu leben, ist etwas ganz Wunderbares, aber es ist auch etwas ganz Schwieriges. Manches gelingt dir nicht sofort und dann ist die Welt natürlich auch gnadenlos, weil sie dir sagt: das



funktioniert nicht, mach's doch so wie wir's immer gemacht haben. In dem Moment darfst du dir nicht die Flügel brechen lassen. Du musst versuchen, weiterzufliegen. Und wenn du dann fliegst, fliegst du auch alleine.

Schmidt-Bleeker: Wir glauben so sehr an das Prinzip der Eigenverantwortung, dass wir unsere Mitarbeiter*innen in eine Art Selbstständigkeit, also in eine Partnerschaft hineinführen. Die Idee dahinter ist, dass wir diese Selbstständigkeit als große Gemeinschaft sehen. Wir möchten mit unseren Menschen gerne Zielgleichheit haben, damit man nicht gegeneinander arbeitet.

Wandel ist ja meistens nicht durchgehend positiv, seid ihr auch schon auf Schwierigkeiten gestoßen?

Dietrich: Ich glaube, in Deutschland passiert gerade eine Krise. Wenn man sich diese Krise aus der Perspektive der Narration anschaut, dann bedeutet Krise eine unglaubliche Unsicherheit darüber, was Produkte sind, was Märkte sind und was Zukunft ist. Daraus ergeben sich ganz unterschiedliche Fragen: Wie führst du Menschen, wenn du ihnen den Weg gerade nicht zeigen kannst? Woher kommt dann der Antrieb? Er muss aus dir selbst kommen, und zur Zeit müssen sich Unternehmensführung und Unternehmensstrategie ganz stark mit dem Thema „Purpose“ auseinandersetzen. Aber sobald man Klarheit über diese

Unklarheit hat, kann man freie, selbstbestimmte Arbeitsräume schaffen, in denen Mitarbeiter*innen aus innerem Antrieb handeln und motiviert sind.

Und wie schafft ihr es, euch trotz des ständigen Wandels in Kultur und Gesellschaft immer wieder neu anzupassen?

Schmidt-Bleeker: In unseren Gründungstagen haben wir entschieden, wie wir eigentlich wachsen wollen: wie ein Ökosystem, ein Körper mit verschiedenen Logiken. Eben das ist dann die Waldmetapher – auch wenn es etwas kitschig ist. Wir nutzen diese Metapher, um unsere Organisationsart zu veranschaulichen. In einem Wald wachsen unterschiedliche Pflanzen, mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten und mit unterschiedlichen Wachstumszielen. Durch diese Denkweise sind wir responsiver gegenüber Veränderungen als andere; selbst wenn ein Baum umfällt, entsteht da neues Leben. Wir haben uns Strukturen aufgebaut, sodass wir Veränderungen folgen können und diese nicht an uns vorbeiziehen.

Wann habt ihr das Thema „Narrative“ für euch entdeckt? Gab es so etwas wie einen Schlüsselmoment?

Dietrich: 2007 war das glaube ich, aber die Thesen haben wir schon im Rahmen des Studiums entwickelt. Vor dem Studium haben wir bereits Erfahrungen mit strategischer Planung in Werbeagenturen gesammelt. Dadurch gab es schon die Auseinandersetzung mit dem Thema der Narrative. Im Anschluss an unser Studium ab 2009 haben wir diese Gedanken ausformuliert.

Was war die größte Herausforderung für euch, WAALD zu gründen?

Dietrich: Ganz viele Dinge natürlich. In Deutschland ein Unternehmen gründen – da wird einem ganz schön viel in den Weg gelegt. Ein großes Thema sind formale Hürden. Wenn man anfängt, oszilliert alles zwischen verrück-

ten Erwartungen und dystopischen Absturz-szenarien.

Die Wahrheit aber ist, dass es ein echt langsamer Weg ist. Dieses Managen deiner eigenen neuen Erfahrungen als Unternehmer, das ist eine wahnsinnige Herausforderung. Und natürlich musst du Glück haben, dass du mit dem richtigen Partner zusammen bist. Das ist wie in allen Dingen im Leben.

Wenn jetzt UdK-Studierende selbst den Traum haben, irgendwann mal ein Unternehmen zu gründen, was würdet ihr ihnen raten?

Dietrich: Ich muss sagen wir profitieren extrem davon, dass wir uns am Anfang sehr viele Gedanken gemacht haben. Im Start-up-Kontext werden Strategie und Planung oft verpönt. Dort geht es meistens ums Machen und Ausprobieren, was natürlich auch wichtig ist. Durch unsere Planung waren wir zwar vorne heraus relativ langsam, haben uns dadurch aber eine wahnsinnige Nachhaltigkeit aufgebaut.

Schmidt-Bleeker: Das GWK-Studium ist sehr geprägt von Gruppen- und Teamarbeit, wobei sich die verschiedensten Konstellationen ergeben. Wenn man dort – und das war bei uns beiden so – jemanden kennenlernt, bei dem man merkt, man pusht sich gegenseitig und erzielt gemeinsam gute Resultate; dann aber noch einmal ganz klar bewertet: finde ich denjenigen einfach nur sympathisch oder funktioniert es auch auf professioneller Ebene? – dann ist es so wertvoll, dann lohnt sich auch eine Gründung, was immer man dann gemeinsam macht.

Welche Themen der GWK begleiten euch noch bis heute?

Schmidt-Bleeker: Das gesamte Strategieverständnis, also der Gedanke der Strategie als Erzählung, basiert komplett auf der GWK. Das Narrationsthema kommt zum Beispiel ganz stark aus dem Bereich der verbalen Kommunikation. Die Anknüpfungspunkte sind unzählbar.

Ich würde GWK ja sofort wieder studieren. Einfach nochmal

Den Höhepunkt bildet im GWK-Studium ja das Kommunikationsprojekt. Wisst ihr noch, was ihr damals gemacht habt?

Dietrich: Klar! Damals fand gerade der Beitritt von Rumänien in die EU statt. Wir haben für das Land Rumänien einen Nation Branding Prozess reflektiert und entwickelt.

Schmidt-Bleeker: Der Auftraggeber war allerdings nicht das Land, sondern das Museum für zeitgenössische Kunst in Bukarest, das Muzeul National de Artă Contemporană. Deswegen stand die Reflexion im Vordergrund, wobei wir uns viel mit der Frage auseinandergesetzt haben, was denn überhaupt ein guter Ansatz im Nation Branding ist. Da wird wiederum deutlich, wie wichtig Erzählung ist, denn wenn man mit alten Markenmodellen an diese Fragestellung herangeht, also was ist der Markenkern oder wie steuern wir diese Marke, dann kommt man nicht weit.

Dietrich: Während wir den Prozess reflektiert haben, der in Rumänien tatsächlich stattgefunden hatte, haben wir schon erste Thesen entwickelt. Wir haben dann fast einen Monat vor Ort daran geforscht. In Bukarest haben Ralf und ich uns auch mehr oder weniger so richtig kennengelernt.

Um nochmal ganz an den Anfang zurückzuspringen: Was war eure Motivation, GWK zu studieren?

Dietrich: Ich fand an der GWK diese Gegebenheit von einem Theoriestudiengang an einer Kunsthochschule sehr attraktiv und habe mich dort wiedergefunden. Ralf hat das schon gesagt, er würde es immer wieder studieren. Ich würde das auch sofort unterschreiben. Manchmal bin ich ein bisschen traurig, weil wir teilweise durch unser Studium fast durchge-

hetzt sind. Rückblickend war das eine wahn-sinnig schöne Zeit und die Inhalte, die dort schlummern, sind so wertvoll.

Schmidt-Bleeker: Nachdem ich eine betriebliche Ausbildung zum Mediengestalter gemacht und ein Jahr in einer Werbeagentur gearbeitet habe, habe ich festgestellt, dass mir da etwas fehlt. Ursprünglich habe ich gedacht, dass man mit so einer Mediengestalter[*innen] Ausbildung an den großen Fragestellungen



arbeitet, die die Marke und die Kommunikation betreffen. Ist aber überhaupt nicht so.

Deswegen habe ich angefangen, an der Humboldt-Universität BWL zu studieren. Aber was ich dort vorgefunden habe, waren größtenteils Graphen und Formeln, die uns als Antwort auf Wirtschaft und Strategie präsentiert wurden. Für mich war relativ schnell klar, dass das nicht das Richtige für mich war. Dann kam ich zur GWK, fand die Konfiguration der Inhalte interessant und habe mich so dort eingeschrieben.

Wisst ihr noch, was euer Eindruck im ersten Semester vom GWK-Studium war? Für uns war das teilweise ein Gefühl von Orientierungslosigkeit gegenüber all den vielen Richtungen, die uns angeboten wurden. Wie war das bei euch?

Dietrich: Bei uns gab es „Pat[*inn]en“, also Zweitsemester, die sich um die Erstsemester gekümmert haben. Ich habe mich sofort in ein

giespiel ein, das von Bundeswehrsoldat*innen angeleitet wurde. Ich war damals das ärmste Land im Spiel. Es gab dann bestimmte Parameter, womit man sich verbessern konnte, und ich weiß noch ganz genau, dass ich das Thema „Armut“ gelöst hatte und dadurch hinterher wirtschaftlich am besten dastand. Das wiederum lag an den Reden, die wir überzeugend gehalten hatten. Was erneut beweist, dass die Erzählung am Ende das ist, was Realität wird.

Dietrich: „Produktion von Romanfragmenten“ fand ich super. Oder die Partys zum Rundgang. Das Einbrechen in die UdK, weil die Schlange zu lang ist.

Habt ihr noch einen Ratschlag für uns, die gerade GWK studieren, den ihr uns mit auf den Weg geben könntet?

Dietrich: Inhaltlich müssen wir euch ja das Thema „Narration“ nahelegen. Das ist so allgegenwärtig, wenn man sich Themen anschaut wie den Klimawandel, der ja ein Problem ist, mit dem sich zukünftige Generationen zwangsweise auseinandersetzen müssen. Angefangen bei der Fragestellung, was ist denn eigentlich Klimawandel? Da findet mehr oder minder ein Kampf der Narrative statt. Wenn wir diese Problematik wirkungsvoll lösen wollen, braucht es eine Einigung auf eine Erzählung, was der Klimawandel genau ist und wohin er führen kann.

Schmidt-Bleeker: Ich finde, eine schöne Möglichkeit bei der GWK ist es, sämtliche Fachbereiche thematisch zu verknüpfen. Egal, woran man interessiert ist und was man nach dem Studium machen möchte, kann man sich in der GWK ein schönes Arsenal an Content zusammenstellen, auf das man immer wieder zurückgreifen kann.

Dietrich: Und noch als „großväterlicher Rat“ an euch: Es ist einfach die beste Zeit. Haltet Leute, die ihr gern habt, fest, als Freund*in, oder auch als mögliche*r Kollaborations- oder Geschäftspartner*in. Aber seid euch dessen immer im Klaren, dass es ein ganz großes Glück ist, GWK zu studieren.

höheres Semester verliebt und habe dann natürlich immer bei ihr nachgefragt.

Schmidt-Bleeker: Das war ein Grund anzufangen, was?

Wenn ihr jetzt an die Zeit an der UdK zurückdenkt, welche Momente oder Erfahrungen gab es, die besonders herausstechen?

Schmidt-Bleeker: Mir fällt da sofort ein Strate-



Mehr über WAALD:
waald.com



Bilder: WAALD



Entspannt Provokant

ENTSPANNT PROVOKANT

Der eigenart-Podcast



Bild: Marlon Nicolaisen

LEONIE FISCHER / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

CLARA WESTENDORFF / TU Kunstwissenschaft

LIVIA SARAI LERGENMÜLLER / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

der eigenart-Podcast der Universität der Künste

Wir wollen die Institution UdK kritisch beleuchten und studentischen Initiativen, Projekten und Hochschulstrukturen eine Bühne geben. Mit unseren Interviewpartner*innen sprechen wir über Antidiskriminierungsarbeit, kulturelle Projekte und die Universität der Zukunft.

Die erste Folge widmet sich I.D.A, der autonomen studentischen Initiative, die sich mit Fragen rund um Intersektionalität, Diversität und Antidiskriminierung an der UdK beschäftigt.



AUDIO
HIER

KONSTRUKTIVISME

Russian Avant-Garde and the rural spaces

NIKA GRIGORIAN / Kunst im Kontext

In his article for Freeze, writer Tom Jeffreys argues that today's art world is increasingly turning its attention to rural spaces. He cites examples of art projects such as the Myvillages collective, Grizedale Arts and architect Rem Koolhaas with his exhibition "Countryside: The Future" which opened at the Solomon R. Guggenheim Museum in New York in February 2020 to support his thesis.

Tom Jeffreys believes the village can be an art space in the future. The idea seems very real to me, especially after last year, when all the urban exhibition spaces and the museum were closed. And maybe this could be one of the impulses to socialize art and take it beyond the elite viewer.

In Russian Avant-Garde Art, the theme of the village began to be actively raised by artists in the late 19th century, the common people became a symbol of the Russian spirit and the problem of the rural spaces was increasingly discussed among artists. There are several reasons for this. Under Peter the Great (18th century) there was a dramatic westernisation of the elite. The nobility tried to emulate

European culture, and it was customary for families to speak French. This created a huge gap between the elite and the common people, who continued to live the old ways and had no access to education and culture.

In 1861, serfdom was abolished in the Russian Empire and the peasants became free. But the abolition of serfdom was not followed by instant change for the countryside, the peasants appeared to themselves and the common Russian people became a symbol of injustice and stratification in society.

In the years leading up to the peasant reforms, the so-called generation of "sixties" emerged. The most radical of them called themselves "raznochinetsi", which deliberately emphasised their opposition to the nobility. One of them was Chernyshevsky, who wrote one of the most cultured novels of his time, "What Is to Be Done", which hints at the coming revolution.

But visual art was still academic; with the art academy painting historical and mythological motifs, the artists were not concerned with the real life of the people.



Goncharova Natalia Sergeevna, "Washing canvas". The state Tretyakov Gallery.

Peredvizhniki

It is impossible not to write about the Peredvizhniki in this context. They are much criticised today for their plan to train peasants from the capitals, but the idea is inherently interesting. So what did the Peredvizhniki do? These artists, in short, did away with academism in Russia and went to the people, in the rural spaces.

The forerunners of the Peredvizhniki were the artists of the St. Petersburg Artel of Artists. In 1863, 14 students at the Academy of Fine Arts declared that they wanted to choose the themes for their graduation works themselves. At that time, the Academy of Arts was a very conservative institution, aimed mainly at painting biblical, historical and mythological subjects. As you might expect, the artists were turned down and left the university just before the final exams. They organised an Artel of Artists. This cooperative association became

the platform for the birth of the Comradeship of the Peredvizhniki.

In 1882, Vladimir Stasov, one of the ideologists of the movement, stated that the main principles of the group were "nationality and realism". The Peredvizhniki strove to turn their attention to subjects from the contemporary life of the Russian countryside, often criticising the current state of life of the peasants.

Through traveling exhibitions, they dreamed of enlightenment. By moving from one small village to another, organising exhibitions with only new works, they wanted to make art accessible to all. But in fact, the exhibitions didn't reach peasants depicted in the paintings. As tickets were expensive and the exhibitions were commercially oriented, they involved the purchase of works. The same educated elite who could get their hands on art remained their regular visitors.

Canvas, oil on canvas 105X117

Kandinsky

In September 2020, I went to the Komi Republic in Russia to do my master's research on isolated village structures in the Komi Republic. There is an ethnographic museum in the capital city of the Komi Republic, Syktyvkar, and I enthusiastically went there.

My aim was to explore similar projects and understand if artists have been involved in small communities in villages before. And then I came across an interesting book about Wassily Kandinsky's journey to the Komi People, which really struck me, because we didn't talk about his travels in art history classes at university.

At the end of May 1889, Wassily Kandinsky set off for Vologda Province. As a law student at Moscow University, he received funding from the Society of Natural History, Anthropology and Ethnography. His scientific aim was to study the "Zyryans lands". Kandinsky's trip was primarily to visit the Ust-Sysolsky and Ust-Kulomsky district of the Vologda Region, home to the Komi people. The main aim of his ethnographic research was to preserve evidence of the ancient Komi-Zyryans, linked to the pagan culture.

"My goal was twofold: to study ordinary criminal law from the Russian population (research in the field of primitive law) and to collect the remnants of pagan religion from slowly dying of Zyryans living mainly on hunting and fishing." (1)

During his journey, the artist kept a diary with detailed descriptive notes from which his journey and observations can be reconstructed. He also made small sketches of what he saw to help the reader visualise it. Kandinsky's travel diary is now kept at the Centre J. Pompidou in Paris. "It was in these unusual houses that I met the miracle for the first time which was to become one of the elements in my work. Here I learned not to look from the outside, but to be directly involved into, to live

in. I remember vividly the moment I stopped in the doorway at this unexpected sight. A table, a bench, an impressive and huge stove, cupboards, postavets (a kind of cabinet for plates and dishes) - everything was painted with colorful sweeping patterns. On the walls there were cheap popular prints such as symbolic representations of a hero, a battle, a song reproduced with paint. A red corner hung with painted and printed icons with a red glimmering icon-lamp in front, as if it knew something about itself, lived to itself, it was a mysteriously whispering modest and proud star. When I finally came into the room, I was surrounded by painting and entered into it. Since that time I've had this feeling unconsciously, even though I experienced it in Moscow churches, especially in the Cathedral of the Dormition and St. Basil's Cathedral. After this trip I was differently aware of it after visiting Russian picturesque churches...Perhaps it is through such experiences that I embodied my future desires, goals in art. I spent several years researching ways to introduce the viewer into the picture so that they can live in it and dissolve in oblivion." (2)

From the artist's diary one can see his inspiration for the village house. He does not just write about the fact that this trip has largely influenced his goals in his art. The motifs of folk art and his perception of the countryside are clearly evident in his vivid painting.

Interestingly, in the house close to Munich, where he spent 5 years of his life together with the artist and his partner Gabriele Münter, one can find his and her work, paintings on furniture and stairs based on folk art. Perhaps they drew inspiration from traditional Bavarian mural painting. It is also possible that Kandinsky used the insights collected when he travelled through the Komi villages. By transforming the history of the village into a manifesto for new painting, Kandinsky took an important step towards a new awareness of rural spaces.

The first time I delved into Natalia Goncharova's story was when I was writing a study on the visual arts in Sergei Diaghilev's *The Ballets Russes*.

She spent her childhood in the countryside with her grandmother. She only went to Moscow to attend gymnasium and was always drawn back to the village. Even as a child she was fond of drawing rural landscapes, nature and flowers. After graduating from art school, she returned to the village and began to embody the life of the people in her artwork.

After returning from the countryside to the city, she joins the "Bubnovi' Valet" society formed by Mikhail Larionov. The artists of the society declared that their works were not for professional critics, but for the people. They tried to make art accessible and understandable. There were many works on social themes, as opposed to the traditional historical and mythological themes of art. Here her painting "Washing the Canvas" is particularly vivid. Four peasant women are washing the loose white ribbons of cloth spread out in front of them. This work is very hard, which can be seen in their poses. The artist not only painted the hard work of a rural woman, but the beautiful and broad nature of the Russian countryside.

I will skip a few years of the artist's work and turn to her creative alliance with Sergeev Degilev. In 1914 the Theatre de Chatelet in Paris, with which Diaghilev was collaborating at the time, performed the ballet "Le Coq d'or" as part of the Russian Seasons of "Ballets Russ-

es". The libretto of "Le Coq d'or" is based on a traditional Russian fairy tale by Alexander Pushkin, "The Golden Cockerel". Natalia Goncharova was invited to be a costume and stage designer for the production.

At that time, Goncharova was particularly interested in the history of traditional Russian art. She collected many artefacts and examples of art, such as Vladimir Stasov's *Album of Slavonic and Oriental Ornaments*.

Natalia Goncharova, like many other avant-garde artists of her time, was oriented towards Eastern culture. In 1913, she wrote:

"I have turned away from the West...For me the East means the creation of new form, an extending and deepening of the problem of color." (3)

For the peasant costumes in "Le Coq d'or", Goncharova chose popular Russian shirts of simple beige cloth. The shirts were decorated with bright ornaments. They matched the modern choreography that Fokin had created for the dancers. The free form of the costumes allowed the dancers to move freely. Women's peasant costumes were "bunched and formless despite their attractive pattern and colour". (4) The make-up of the dancers was "clumsily daubed with red". (5) For this reason, the dancers looked like "highly coloured Russian peasant toys, temporarily endowed with life". (6) The naive and flamboyant costumes were felt in Fokin's puppet choreography. All together emphasised the satirical element of Pushkin's tale.

Goncharova

The Future of the art's approach to the rural

Behind these stories is a change in attitudes to the rural spaces in the world of the Russian Avant-Garde. The movement towards bringing art closer to the people, and in the Russian sense to the village, which began two centuries ago, is becoming increasingly relevant in today's realities.

Looking at the Avant-Garde examples, which I am certainly inspired by, raises the idea of how to move from representation to inclusion of the rural spaces in art. Working with rural communities in my opinion should be a compulsory practice of cultural institutions. People should be given a voice, an opportunity to participate in the process of making or creating by themselves. The inclusion of communities in art projects can give an input to our perception of rural spaces as a new place and the development of art towards a new direction.

Blurring the boundaries between the elite and commoners was not only an idea for the avant-gardists, but is acutely on the agenda in today's art world. Back in the time of the Pered-

vizniki, artists painted the countryside, but those depicted could not even afford to buy tickets to an exhibition. Inaccessible art cannot make an impact; it remains in the ballpark of the elite without going beyond representation. An important step in the socialisation of art could be the opening of open workshops in rural spaces. Then perhaps art would not only represent the people, but also include these people in the art making process. In this case it is also a tool for thinking.

Art talks about the village, portrays the village, exhibits the village - but does not change it. This step, from exhibition to inclusion, which has already taken place in urban spaces, should also be initiated in rural spaces, which certainly need it. This change of space by art and its ability to approach the village interdisciplinarily, on a case-by-case basis, can help develop village communities all over the world.

It is difficult for us to imagine going beyond the familiar spaces, the so-called "white cube" of the museum. What if, taking the example of the avant-gardists, we allowed art to reach the

people, to live in places we are used to. What if we made the knowledge we acquire in art schools available and incorporated it into various unusual places. Like, for example, making an exhibition on the walls of the local village shop. It could be a step forward making the visual arts accessible to the countryside.

Nowadays, contemporary artistic practices are focusing more and more on the space of the countryside in search of new forms of interaction. Rural areas are gradually becoming relevant places for experimentation, such as art residencies and land art. Although the development is highly dependent on the capacities and contexts of individual countries and cultures.

The idea of re-thinking the rural spaces is becoming open for discussion today. This affects the perception of the role of art in the future of the villages. We have a lot of questions left, which should be answered and it is one of the many steps in the process of the rural development.

Footnotes:

1. Kotyleva I.N.: V.Kandinsky's Journey to the Zyrians in 1889. Syktyvkar, 2013, p.5. Original from Kandisky V.V. Stupeni. Text hudozhnika / Kandisky V.V. Izbrannye Trudy po teorii iskusstva: 2 volumes. / Ed. N.B. Avtonomova, D.V.Sarab'yanov, V.S. Turshin. V.1. 1901 - 1914. M., 2008, p.308.
2. Kotyleva I.N.: V.Kandinsky's Journey to the Zyrians in 1889. Syktyvkar, p.308-309.
3. Natalia Goncharova, "Preface to catalogue of one-woman exhibition" (Moscow: 1913), in John E.Bowl, Russian Art of the Avant-garde; Theory and Criticism, 1902-1934 (London:Thames and Hudson, 1988), p.59.
4. Cyril William Beaumont, The Diaghilev Ballet in London: a personal record (London: A. and C.Black, 1951), p.95.
5. Beaumont, The Diaghilev Ballet in London: a personal record, p.95.
6. Beaumont, The Diaghilev Ballet in London: a personal record, p.96.



Ein Boden und ein Deckel hat die Kiste

ELKE BURKERT / Bildende Kunst

Der Besuch

3 Kisten, alles meins, 3 Kisten Vergangenheit
lange her, längst vorbei.

Sie sagen wir sind nicht mehr.

Die Farbe der Kartons macht sie zu Jeden-Begleiter.

Die Zeit dazwischen macht: Ja ja und ach was
Zeit wird vermessen, Vergangenheit vergessen.

Vier Seiten hat die Zeit?

Ein Boden und ein Deckel die Kiste.

Ich vermisse.



Bild: Elke Burkert

elke-burkert.com



Von der Muse zur Meisterin: Feminismus in der Kunst

LIVIA SARAI LERGENMÜLLER / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

Wie wir uns mithilfe der künstlerischen Praxis Räume der Gleichberechtigung schaffen.

Die Rolle der Frau in der Kunst hat, wie in zahlreichen anderen Bereichen auch, keinen leichten Werdegang hinter sich. Erst seit 1919 ist es Frauen in Deutschland überhaupt erlaubt, an Kunsthochschulen zu studieren, und die Spuren derer, die es zuvor zu einer eigenen künstlerischen Praxis geschafft hatten, sind nur noch schwer aufzuspüren. Noch weit bis in die 70er-Jahre hinein nahm die Frau in der Kunst primär die Rolle der Muse ein. Ein Wandel begann erst mit dem Wachsen der zweiten Frauenbewegung in den 60er-

Jahren einzusetzen, als sich der Feminismus bewusst der Kunstwelt annahm. Die feministische Kunst bezeichnet heute eine eigene zeitgenössische Kunstrichtung, die sich mit weiblicher und queerer Identität auseinandersetzt und mit konventionellen Geschlechterkonstruktionen bricht. Sie gliederte sich in eine Zeit des künstlerischen Aufbruchs und war damit stets auch treibende Kraft, wenn es darum ging, die Definition von Kunst um neue Perspektiven und neue Medien zu erweitern. Mit seinen innovativen Methoden wie

der Performance- und Body-Art, Craftivism oder Videokunst trieb der Feminismus die künstlerische Praxis aktiv voran und machte Platz für zunehmend handlungsbetonte Kunstformen. Cindy Sherman, Judy Chicago, Barbara Kruger und viele weitere Namen prägten mit ihren Werken den Zeitgeist. Doch auch wenn die feministische Kunst heute als „eine der einflussreichsten Kunstbewegungen der Nachkriegszeit“ (Jeremy Strick, Direktor MOCA) bezeichnet wird, fand sie zur damaligen Zeit selten Einzug in etablierte Kulturinstitu-

tionen. Fundamentaler Bestandteil der Bewegung war daher stets auch der Kampf für mehr Repräsentanz von Frauen in der Branche. Weibliche Künstler*innen schlossen sich zusammen, um gegen die patriarchale Kunstwelt vorzugehen. Man inszenierte große Protestaktionen, wie das Plakat der Guerilla Girls „Do women have to be naked to get into the Met. Muse-

um?“ vor dem MoMA, Frauen begannen ihre eigenen Ausstellungen zu kuratieren und eigene Magazine zu gründen und man demonstrierte gemeinsam vor Museen - stets mit dem Ziel, die Vormachtstellung des Mannes in der Kunstwelt zu Fall zu bringen.

Im Studiengang der Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation beschäftigte sich die Künstlerin und Do-

zentin Işıl Eğrikavuk gemeinsam mit ihren Studierenden mit eben jener Kunstform. In acht Sitzungen wurden verschiedene Teilbereiche sexistisch geprägter Erfahrungen diskutiert und nach eigenen künstlerischen Umgangsformen gesucht. Zum Abschluss des Seminars entwickelten die Studierenden eigene Projekte, von denen wir hier eine Auswahl vorstellen möchten.

Linh Nguyen Tran: Sticker

Linh ließ sich für ihr Projekt von den „I voted“-Stickern aus den USA inspirieren.

„Ich fand es interessant, dass diese Sticker, die ja lediglich Schrift sind, tatsächlich Menschen dazu bewegen können, wählen zu gehen und somit einen realen Einfluss auf die Zukunft eines Landes haben können.“ erzählt sie und begann, eigene Sticker zu entwerfen. Mit diesen wolle sie Menschen dazu bewegen, sich näher mit ihrem Körper und ihrer Sexualität zu befassen. „Sexualität und Sex sind Themen, mit denen ich mich bisher eher unwohl gefühlt habe.“ erklärt sie und erzählt, dass sie sich bisher kaum mit der Thematik beschäftigt habe. Gerade deshalb war es ihr ein Anliegen, sich dem Bereich anzunehmen. „Durch die Sticker konnte ich Vieles ausdrücken, für das ich vorher nicht die richtigen Worte hatte.“



Bild: Linh Nguyen Tran

Sheena Stolz:

In ihrem Projekt trat Sheena in einen kritischen Dialog mit den Inhalten jener Magazine, die sie in ihrer Jugend stark beeinflusst haben. Bravo und Co haben ihr damals vorschreiben wollen, wie sie zu sein und auszusehen habe, wie sie ihre Sexualität zu leben habe, auf welche Weise sie Jungs gefalle. "Die vielen manipulativen Bilder und Wörter haben einen realen Schaden in der Beziehung zu meinem Körper angerichtet." erzählt sie. "Es war mir wichtig, meine persönliche Entwicklung zu reflektieren und aus heutiger Sicht auf die Inhalte zu antworten." Die Bravo steht für sie dabei stellvertretend für all die Medien, die sie und zahlreiche weitere junge Menschen beeinflusst haben.

In ihrem Projekt gestaltete sie die Inhalte der Zeitschriften so, wie sie sie selbst gern als 14-jähriges Mädchen konsumiert hätte. Sheena kreierte eine eigene feministische Antwort auf die Bravo: Problematische Stellen wurden kommentiert oder ausradiert, eigene Illustrationen und QR-Codes zu alternativen Websites, Artikeln oder sozialen Kanälen eingefügt. Die Lovestory ersetzte sie durch einen eigenen Comic: „Ich wollte eine andere Geschichte erzählt bekommen und habe mit meinem eigenen Comic geantwortet.“



Abschiedsbrief an die Bravo und alle Medien, die mir etwas anderes erzählen wollten. Was ich damals gerne alles von dir gelernt hätte:

- Ich muss nicht nur gut aussehen
- Vielleicht gibt es die Möglichkeit, nicht heterosexuell zu sein
- Mit Kondom ist die Welt auch nicht gerettet
- Es gibt nicht nur weiße Menschen
- Es gibt nicht nur able-bodied Menschen
- ...dass auch ich um ein Date fragen kann
- ...dass es eben nicht reicht, einfach verspielt zu gucken
- Ich brauche keine aalglatte Haut
- Manchmal blutet es durch die Hose, das passiert nicht nur dir!
- Ich muss schon mal GAR NICHTS!
- Fast-Fashion ist furchtbar
- Masturbieren ist super!
- Ich muss nicht in einer Beziehung sein, um glücklich zu sein
- Nichts ist für immer
- Neid ist unglaublich toxisch
- Das Leben ist kein Wettkampf
- Man sagt nicht „Ich liebe dich“ während des ersten Kusses
- Ich muss mich nicht ständig für alles entschuldigen
- Es gibt verschiedene Bedürfnisse und Vorlieben
- Sex ist kein Ratespiel, mit Jungs kann man auch reden
- Es gibt nicht nur cisgender
- Abtreibung ist eine Option
- Sei nett zu deinen Brüsten
- Menschen haben Schamhaare
- Guck mal, wie verschieden Nippel aussehen können!
- Es gibt nicht nur monogame Beziehungen
- Sexy, hübsch und natürlich ist keine Kategorie, die ich erfüllen muss
- Ich muss mir nicht alles gefallen lassen
- Meine Priorität sollte nicht sein, möglichst beliebt zu sein
- Ich bin nicht geboren, um ein höfliches Mädchen zu sein
- Belästigung ist kein Kompliment
- Was bedeutet sexuelle Belästigung?
- Wie lebe ich frei und selbstbestimmt?
- Was ist das Patriarchat?
- Wichtige Websites und Anlaufstellen, an die ich mich wenden kann
- Nicht auf all diese Orgasmus-Mythen reinzufallen
- Warum zur Hölle habe ich Weißfluss?
- Was ist Endometriose und wie können Betroffene damit leben?
- Für manche Menschen ist Penetration keine Option, z.B bei Vaginismus
- Du bist mit vielen Problemen nicht allein
- ...dass es keine Regel gibt, die besagt, dass du einen BH zu tragen hast
- ...dass es unendliche viele verschiedene Vulven gibt
- Ich wäre gerne über all die Pornolügen aufgeklärt worden
- Texte und Bilder gesehen, die nicht von weißen Cis-Menschen geschrieben wurden
- Es gibt Stereotypen
- Was ist Feminismus?
- Dein Leben, dein Körper, dein Uterus, deine Entscheidungen!

Mara Niesen: Mutterschaft

Mara beschäftigte sich in ihrem Projekt mit dem Thema Mutterschaft. Auslöser war eine Bekannte, die sich vor Kurzem unter großer Aufmerksamkeit dagegen entschied, ein Kind zu bekommen. "Es ist verrückt, dass diese Entscheidung eine wichtigere Rolle spielt, als die Entscheidung, Mutter zu werden." befindet Mara und beschäftigte sich folglich mit der Rolle und Bedeutung von Mutterschaft. Das Thema verarbeitete sie unter anderem im Sticken. "In dem Moment, in dem man Mutter wird, wird das eigene Frausein ein Stück weit aufgegeben und mit einem Mal muss man konstant funktionieren." Gleichzeitig störe sie sich daran, wie konsequent die Schattenseiten der Mutterschaft gesellschaftlich und medial zensiert werden. "Niemand spricht über eigene Zweifel oder die Anstrengungen, die das Muttersein mit sich bringt. Auch Bilder von Geburten werden nie echt dargestellt. Ein Foto, das eine glückliche Familie im Wald abbildet, ist hingegen akzeptiert." Entstanden ist ein Buch, mit eigens bestickten Seiten, Fotos und eigenen Zeichnungen.



Bild: Mara Niesen

Julia Vu: Endometriose

Endometriose Julia beschäftigte sich in ihrem Projekt mit der Krankheit "Endometriose." Bei einer solchen Erkrankung siedeln sich Zysten und Entzündungen an Eierstöcken, Darm oder Bauchfell an. Es handelt sich um eine unter Menschen mit Uterus sehr weit verbreitete Krankheit, die mit starken Menstruations- und zyklusunabhängigen Schmerzen einhergeht und häufig auch Unfruchtbarkeit verursachen kann. In einem Linocut versuchte Julia, die Schönheit der weiblichen Fruchtbarkeit festzuhalten. So will sie Aufmerksamkeit auf die Erkrankung lenken, die häufig erst sehr spät festgestellt wird.



Bild: Julia Vu

Lena Marie Petter: My own baby shower

Für ihr Projekt feierte Lena ihre eigene erneute baby shower. Inspiriert von Judy Chicago und ihrem "birth project" suchte Lena nach einem Weg, ihren persönlichen Wandel der letzten Jahre künstlerisch darzustellen. Sie begann, ihre alten Tagebücher, die sie bereits seit ihrem 14. Lebensjahr führt, erneut zu lesen. Die erschreckende Redundanz mancher Gedanken und die gleichzeitige Abwegigkeit anderer faszinierte sie und sie begann, die einzelnen Seiten nebeneinander anzuordnen. "Als alles an der Wand war, ich all das vor mir gesehen habe, fühlte es sich an wie eine Art Neugeburt." erzählt sie. "Hier bin ich, Lena, immer noch geleitet von bestimmten Vorstellungen, die ich von mir und der Gesellschaft habe - aber schon ein ganzes Stück weitergekommen."



Bild: Lena Marie Petter



stratum corneum

LÉNI CHONS / Bildende Kunst

Der Ganzkörperanzug soll ähnlich einer zweiten Haut oder einem Kokon eine schützende Funktion für den Träger haben, schränkt aber zugleich ein, da er zu eng ist, um sich frei bewegen zu können. Ähnlich einer Exuvie, aus der sich der Körper nicht befreien kann. Obwohl die Exuvie als Schutzhülle für das Erreichen eines bestimmten Entwicklungsstadiums notwendig ist, verhindert sie zu einem späteren Zeitpunkt das Wachstum und die weitere Entwicklung des Körpers.

Zugleich ist der Anzug eine Abgrenzung zur Außenwelt. Immer wieder sorgt er aufgrund seiner Materialität unter bestimmten Lichtverhältnissen für eine Auslöschung des darunterliegenden Körpers. Die Naturstudien suggerieren die Entfremdung von Körper und Umgebung aufgrund der fehlenden Möglichkeit einer Verbindung. Der Körper wird zum teils naiven, teils konfrontativen Fremdkörper.



Bild: Titus Scholl



RENDERING



Bilder: Luisa Kühne

99 Fragen an die Kunstpraxis

ELENA DORN / Bildende Kunst

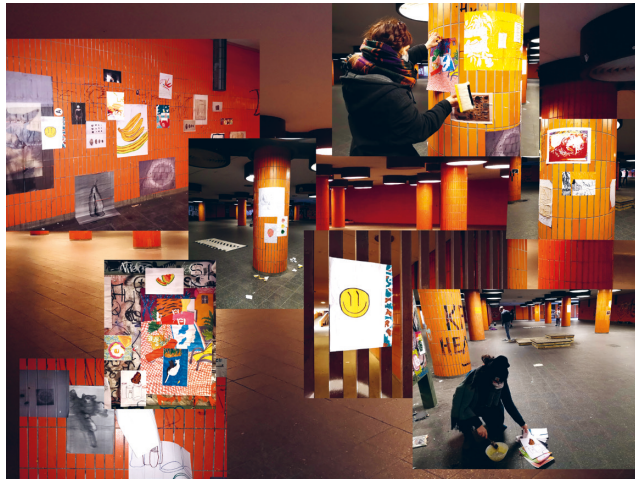
Die Klasse Streuli arbeitete im Wintersemester 2020/21 an einem Gemeinschaftsprojekt, welches die Kunst nach draußen bringen sollte, weil es gerade kein Drinnen für die Kunst gibt. In einer Reihe von Spontanausstellungen wurden künstlerische Praxen von Hängung und Zugang hinterfragt, sichtbar gemacht und teils offen gelassen. Die Ausstellungen fanden im Laufe des Semesters an verschiedenen Orten zu unterschiedlichen Zeiten statt und sollten für eine spätere Veröffentlichung dokumentiert werden.



Die Infrastruktur, derer sich Kunst bedient, fällt während der Pandemie zunehmend weg. Kunst und deren Konsum verlagern sich auf private Sphären, Netflix und Co ersetzen Vernissagen und Museumsbesuche. Das Analoge wird zum Digitalen. Das „Haptische“, der direkte Zugang zur Kunst, der eines ihrer Alleinstellungsmerkmale ist, fällt plötzlich weg. Neue Formen des Ausstellens entstehen gefühlt stündlich: es gibt Ausstellungen in digitalen white cubes, digitale Rundgänge und Vernissagen auf Instagram und anderen Onlineplattformen, Führungen per Livestream oder Webcam. Der white cube wird online zu einem neuen Bedeutungsraum, der die Kunst ihrem

Kontext teils noch mehr entfremdet. Für die Kunstschaffenden ergeben sich hierdurch eine Unmenge an Fragen, deren Beantwortung jedoch auch kreatives Potential freisetzen kann.





Bilder: Elena Dorn

Eine Konsequenz aus der Pandemie ist, dass die Interaktion mit dem Publikum entfällt. Doch wie viel Öffentlichkeit braucht Kunst, um als solche (an)gesehen zu werden? Ist eine Meinung eine Meinung, wenn sie nicht artikuliert wird? Nimmt die künstlerische Praxis in Zeiten der Pandemie ab? Es gibt kaum oder weniger Ausstellungen. Ist auch der Anreiz, Kunst zu schaffen, geringer, da es kein (physisch anwesendes) Publikum gibt? Wird Kunst erst zur Kunst, wenn sie ein Publikum hat? Ist Kunst also eher eine Praxis, eine Gewohnheit? Ist es das Prozesshafte, was eine Arbeit erst ausmacht? Ein Großteil der Gedanken, die in die Entstehung einer Arbeit fließen und immanent für den Arbeitsprozess sind, wird letztlich nicht umgesetzt oder ist für die Betrachter*innen als solches nicht erkennlich. Ist die Arbeit letztendlich im besten Sinne eine Art

„Abfallprodukt“ des Schaffens an sich? Und wann entsteht Kunst, wo endet sie im Produkt?

Ist eine Arbeit überhaupt jemals fertig? Und wenn ja, wo fängt sie an und wo hört sie auf? Ausgehend von dem Gedanken, dass das letztlich Sichtbare die Arbeit an sich darstellt, was mache ich dann mit dem Unsichtbaren? Wie wird das Verworfenen sichtbar? Was ist die Arbeit, die auf der anderen Seite steht, die nicht sichtbar gemacht wird? Wenn man Stilleben in der klassischen Tradition als Darstellung toter bzw. regloser Gegenstände betrachtet – was ist dann kein Stilleben? Sind wir gerade selbst die Stilleben, unfähig, im Außen zu agieren, da das Außen eine neue Form von Gefährlichkeit impliziert? Wieviel Zeit unseres Lebens verbringen wir gerade im Innern, da das Außen nicht zugänglich ist? Was steht hinter dem Bild,

das es letztendlich nach Außen schafft? Wie sehr beruht Kunst auf dem inneren Ausdruck?

Reize und Input von außen sind für die meisten Leute gerade auf ein Minimum reduziert, dies scheint jedoch für viele Künstler*innen existentiell, um einen künstlerischen Ausdruck überhaupt erst entstehen zu lassen. Doch sind diese vielen Reize nötig für den künstlerischen Ausdruck? Ist nicht die Ruhe gerade förderlich für einen konzentrierten Output? Wenn man nichts mehr hat, womit man sich im Außen beschäftigen könnte, fällt man auf sich selbst zurück. Dies kann im ersten Moment Angst machen, bietet jedoch auch vollkommen neue Perspektiven auf und Herangehensweisen an das eigene Kunstschaffen.

Wo stellen wir aus, wenn wir keinen Zugang zu institutionellen Räumen haben? Kunst online anzubieten oder

auszustellen, sie jederzeit abrufen zu können, wie es bei einer Onlineausstellung der Fall ist, macht sie zwar einerseits barrierefreier für das Publikum, andererseits wird sie auch irgendwie beliebig dadurch. Wäre es dann nicht ein größeres Statement, gar nichts zu zeigen, quasi einen leeren virtuellen Raum zu schaffen? Andererseits will man die eigenen Arbeiten natürlich auch zeigen, da das Publikum und die Möglichkeit, Arbeiten zu zeigen, sowieso extrem eingeschränkt sind. Ich glaube, hier geht es darum, widersprüchliche Eindrücke nebeneinander existieren zu lassen, diese Ambivalenzen zuzulassen und Ambiguitäten auszuhalten und irgendwie produktiv umzusetzen.

Inwiefern können Kunstausstellungen also neben geschlossenen Institutionen wie Galerien und Museen auch in Zukunft weiter existieren? Covid-19 wird sicherlich nicht das letzte Virus sein, das eine komplette Industrie in die Knie zwingt. Der Kontext lädt die künstlerische Arbeit mit Bedeutung auf. Bereits der Transfer einer Arbeit in einen Ausstellungsraum verändert diese Bedeutung. Was bedeutet es dann, wenn Kunst nicht innerhalb des Ausstellungsraums gezeigt wird? Verändert sich ihre Bedeutung? Inwiefern verändert sich eine Arbeit in dem Moment, in dem sie aus ihrem Umfeld (Atelier oder Ausstellungsraum) genommen wird? Was passiert, wenn die Hängung zweitrangig wird? Wenn die Kunst im Freien auf-

gehängt wird, oder nicht als solche gekennzeichnet ist? Das Ausloten der Möglichkeiten einer Ausstellung außerhalb institutioneller Räume eröffnet hier neue Freiräume. Man betrachtet die Arbeiten anders, neue Geschichten können erzählt werden. Die Kunst kann „spazieren gehen“, losgelöst von bedeutungsschwangeren Kontexten.

Zudem eröffnen sich hierdurch neue Möglichkeiten für die Betrachter*innen. Der Zugang zu Bildender Kunst wird möglicherweise niederschwelliger. Aktiv an einer Ausstellung teilzuhaben oder sie mitzukuratieren bedeutet für mich, dass ich mich genau diesen Fragen stellen muss. Kann ich diese Widersprüchlichkeiten in der Welt, in mir selbst, in den Betrachter*innen irgendwie ans Publikum kommunizieren? Findet sich vielleicht jemand darin wieder? Dies gibt Raum für Dialog und Auseinandersetzung mit dem Gegenüber. Galerien und Museen fungieren teils als Barriere. Nicht jede Person hat Zutritt dazu, ob durch soziale oder körperliche Einschränkungen. Wie zugänglich ist Kunst eigentlich, wenn nicht gerade Corona ist? Wie kann ich eine Ausstellung kuratieren, die für alle Interessierten gleich zugänglich ist? Welche Probleme erfahren Besucher*innen in institutionellen Ausstellungsräumen? Der Kunstbetrieb ist immer noch auf den weißen, heterosexuellen Mann ausgerichtet. Wie bewegen sich Menschen in Ausstellungen, wie leicht wird ihnen der Zu-

tritt gemacht, wenn sie dieser Beschreibung nicht entsprechen? Wie kuratiert man eine Ausstellung, ohne direkt miteinander in Kontakt zu stehen? Viele Fragen können heutzutage über das Internet gelöst werden, doch für die Kuratation der Arbeiten und die Hängung ist ein direkter Austausch zum Glück unumgänglich. Kein Livestream der Welt kann dir sagen, ob eine Malerei gut neben einer Skulptur aussieht, wenn man sie nicht direkt vor sich hat, man sie nicht in der Gruppe besprechen kann. Dies lässt sich teils auf Darstellende Kunst übertragen. Ein Kinofilm, die Aufzeichnung einer Theaterpremiere können im Internet gestreamt werden, doch ersetzt dies wirklich das Gefühl, sich gemeinsam in einen Kinosaal zu setzen, gemeinsam einen Abend im Theater zu verbringen?

Der öffentliche Raum könnte als neuer Freiraum für die Kunst trotz Corona-Krise fungieren. So könnte Kunst auch wieder zum Gemeinschaftserlebnis werden. Mark Rothko sagte 1947: „Ein Bild lebt in Gemeinschaft, indem es sich in den Augen des einfühlsamen Betrachters entfaltet und dadurch in ihm auflebt. Es stirbt, wenn diese Gemeinschaft fehlt.“ Diese neuen Arten der Infrastruktur sollen die gewohnte nicht ersetzen, sondern sie vielmehr ergänzen. Eine Art Kunst im öffentlichen Raum, aber zeitlich begrenzt und an wechselnden Orten; spontane Ausstellungen, Ausstellungen an ungewöhnlichen Orten.



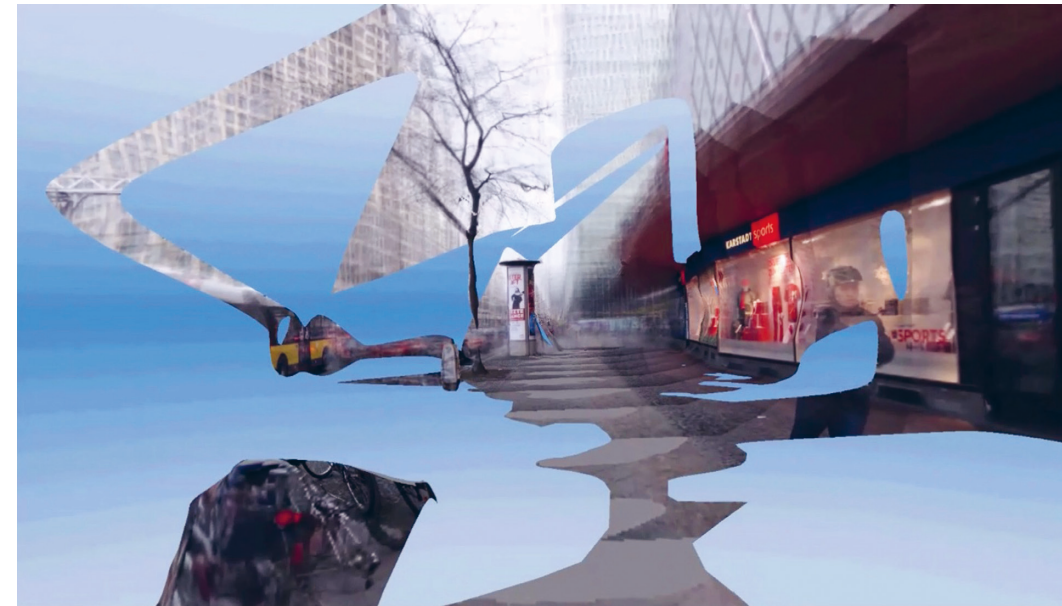
Berlin Zoo

OM BORI / Bildende Kunst

Station Simulacrum

The video offers a virtual walking tour of Berlin's Bahnhof Zoo area by way of two algorithms: one for stereoscopic street imaging, one for automated motion-to-sound generation. Rendered through hundreds of still images, the route transforms into computable coordinates of inanimate figurations that pulsate in idiosyncratic timelines of sound. What is uncaptured lurks in the form of blank spots and auditive distortions.

At once a virtual reminiscence of the past glories of West Berlin's central station, this seemingly dystopic view of Berlin's streetscapes has been converted into a lived reality amidst the COVID-19 pandemic. With public life being deprived of its main ingredients, the public, the Zoo area transformed into a concrete simulacrum – a strangely depopulated space reminiscent of its own virtual copy.



www.ombori.wixsite.com/ombori



Bilder: Om Bori



VIDEO
HERE

Zwischen Zoom und Steinecke: Digitale Lehre aus Sicht der Dozierenden

LIVIA SARAI LERGENMÜLLER / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

Knapp ein Jahr ist es her, dass uns die ersten Schlagzeilen erreichten, welche die Verbreitung eines neuartigen Virus' prophezeiten. Kaum eine*r von uns ahnte im März 2020, wie zehrend die Zeit sein würde, die damals auf uns zukam. Binnen kürzester Zeit stellte das Coronavirus unser aller Leben auf den Kopf. Social distancing wurde alsbald zum Mantra der Pandemie, sowohl im Privaten, als auch in größeren gesellschaftlichen Kontexten. So dauerte es nicht lange, bis die vorübergehende Schließung der Universitäten beschlossene Sache war. Eine immense Umstellung für die Studierendenschaft. Doch auch für das Lehrpersonal brachte die Umstrukturierung große Herausforderungen mit sich - vor allem an einer Universität der Künste.

Wie funktioniert die digitale künstlerische Lehre?
Inwiefern lässt sich Kunst überhaupt digital vermitteln?
Welche innovativen Formate wurden entwickelt,
wo liegen deren Grenzen?



Bild: Mengna Tan

Wir haben nachgefragt.

Sei es die Musik, die Malerei, die Installationskunst oder das Schauspiel - Kunst lebt zu großen Teilen von der Präsenz, der konfrontativen Wahrnehmung und dem direkten Kontakt. Corona verändert die Art und Weise, wie Kunst produziert und rezipiert wird. Für Lehrkräfte einer Kunstuniversität, die nicht nur selbst Kunst schaffen, sondern diese auch vermitteln und weitertragen wollen, stellt dies eine ganz besonders strapazierende Situation dar. „Rückblickend auf den Beginn des Lock-downs muss ich schon sagen, dass mich die Vorstellung, im Sommersemester 2020 können nur Online-Seminare stattfinden, in eine persönliche Krise gestürzt hat.“ erzählt Petra Darimont, Dozentin für Textil am Institut für Kunst. „Ich bin alles andere als ein digital native und habe es zu Beginn stark als persönliche Unzulänglichkeit gesehen, dass ich keine Idee hatte, wie ich meine gängigen Lehrveranstaltungen in Online-Formate übersetzen könnte. (...) Ohne der Hilfe meiner Tutorin hätte ich mehr als einmal heulend vor meinem Laptop gesessen.“

Während der Großteil der Studierendenschaft im Zeitalter digitaler Medien aufgewachsen ist und zumindest ein Grundverständnis für den Umgang mit diesen mitbringt, sieht es unter den Dozierenden oft gegenteilig aus. Viele sahen sich durch die Digitalisierung der Lehre mit enormen Herausforderungen konfrontiert.

Zu der Hürde, Lehrinhalte medial aufzubereiten, fügte sich die Aufgabe hinzu, die eigene Kunst für den Bildschirm begreiflich zu machen.

So berichtet Lukas Blondeel, Professor für Klavier, dass er sich zu Beginn stark gegen eine digitale Umsetzung wehrte. „Digitaler Unterricht ist mit Sicherheit besser als kein Unterricht, es war jedoch nur mittelfristig produktiv.“ berichtet er. „Meist habe ich mir Videos schicken lassen und sie anschließend im Zoom-Meeting besprochen. Klang und Gefühle, auf die es bei einem guten Spiel ankommt, lassen

sich online jedoch sehr schwer übertragen.“

Mit ähnlichen Problemen sehen sich auch die Darstellenden Künste konfrontiert. Hier mussten die Studierenden während der Online-Lehre kurze Videos von sich aufnehmen, in denen sie die Skizzen ihrer schauspielerischen Übungen zeigten. Diese wurden anschließend gemeinsam besprochen.

Dank rasch ausgefeilter Sicherheitskonzepte und reichlich Druck seitens der Fakultäten durften jedoch etliche Studiengänge relativ bald nach Beginn der Pandemie wieder in Präsenz unterrichten. So waren das Schauspiel, wie auch die Musik oder Teile der bildenden Kunst lediglich zwei Monate von der Online-Lehre betroffen und durften teilweise bereits ab Mai 2020 wieder in kleinen Gruppen oder Einzelterminen vor Ort unterrichten. „Was den Studierenden jedoch fehlt, ist das Miteinander, die Vorspiele, der Austausch unter ihnen.“ erzählt Blondeel. Auch Washington Barella, Professor für Oboe, kritisiert die Umstände, trotz teils möglicher Präsenzlehre. „Die Pandemie hat unser Leben zumindest vorübergehend völlig auf dem Kopf gestellt.“ erklärt er.

„Plötzlich gab es keine Konzerte mehr, keine Probespiele mehr! (...) Die Studierenden sind im Moment völlig demotiviert und ziellos. Wir alle befinden uns mehr oder weniger in so einem Zustand. Daher kann ich zumindest für mich sagen, dass diese Pandemie überhaupt



Bild: Livia Sarai Lergemüller

nichts Positives mit sich gebracht hat.“

Es gibt jedoch auch anderweitige Positionen unter den Dozierenden. So berichtet Diego Apellániz, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Architektur, dass ihm der Umstieg leicht gefallen sei, da er selbst bereits seit Jahren wissenschaftliche Videos und Tutorials auf seinem eigenen YouTube-Kanal

hochlade. „Am Ende des Tages sind unsere digitalen Vorlesungen nicht sehr unterschiedlich davon.“ befindet Apellániz. „Es geht hauptsächlich darum, den Inhalt und die Lehrart möglichst interessant zu machen, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer*innen bzw. Studierenden bis zum Ende der Lehrveranstaltung auf den Bildschirm zu ziehen.“

Auch Susanne Lorenz, Professorin am Institut für Kunst, nimmt die Lage optimistisch. Die Bildende Künstlerin hat ihren Schwerpunkt auf Objekte und Installationen im Außenraum gelegt und fühlt sich daher in ihrer künstlerischen Arbeit kaum eingeschränkt, „abgesehen von dem Umstand, dass wichtige Treffen mit

Firmen und Personen nicht ganz so lebendig sein können und Materialbeschaffung zum Teil mühselig und in jedem Fall abstrakter ist.“ erzählt sie. „Meine nächsten Projekte sind teils absichtlich, teils zufällig der Lage angepasst. So wird es im April eine Ausstellung in Berlin von mir und einem Künstler geben, die aus-

schließlich von Außen betrachtet werden kann und daher von vornherein im Hinblick auf die derzeitigen Bedingungen konzipiert ist. (...) Meine Arbeitsweise kommt mir also in Bezug auf die derzeit eingeschränkte Sichtbar- und Erlebbarkeit zugute.“

In der Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der Fakultät für Gestaltung weiß man die Bereicherung für die wissenschaftliche Arbeit zu schätzen. „In der GWK geht es viel um Gegenwartsbeobachtung. Das macht gerade die derzeitige Situation höchst interessant.“ erzählt Jessica Haß, wissenschaftliche Mitarbeiterin der GWK. „Ich selbst interessiere mich für das Thema Grenzen und Entgrenzung. Wir leben in scheinbar immer fluideren, nahezu entgrenzten Zeiten und ein Virus schafft es, uns lauter neue Grenzen und Begrenzungen aufzuzeigen. Einerseits auf politischer Ebene, andererseits auch auf persönlicher, menschlicher Ebene durch bspw. die Kontaktbeschränkungen. Auf der anderen Seite schafft das Virtuelle jedoch auch wieder eine stärkere Entgrenzung. Arbeit und Privates mischen sich in Zeiten von Home Office sowohl zeitlich als auch räumlich stärker denn je. Gleichzeitig bekommen wir permanente Einblicke in die Wohnungen und das Privatleben unserer Kolleg*innen und Studierenden. Das ist einzigartig und das hatten wir so zuvor noch nicht. Insofern ist die Situation für Forschung sehr spannend.“

Neben all den Hürden und Komplikationen, mit denen sich die Dozent*innen einhellig konfrontiert sahen, gab es also durchaus auch Raum für positive Nebeneffekte. So erzählt Darimont, dass es durch die mit der eingeschränkten Lehre einhergehenden geringeren Ausgaben möglich wurde, alle Teilnehmer*innen eines Blockseminars mit einem eigenen Budget auszustatten. Auch habe sich ihre eigene digitale Kompetenz erweitert.



Inwiefern lässt sich Ihre Kunst, Ihre Arbeitspraxis ins Digitale übersetzen? Wo liegen Grenzen?

Wie geht es Ihnen unter den aktuellen Umständen, was hat sich für Sie verändert? Mussten Sie Ihr Lehrformat den Bedingungen der Covid-19-Pandemie anpassen?



Im Studiengang des Schauspiels entstand durch die besonderen Umstände sogar ein völlig neues künstlerisches Projekt: Ein Live-Format auf Instagram, das im Rahmen eines Open Calls platziert war und später auch digital während KUNST RAUM STADT lief. „Für diese Demonstration der Künste, die anstelle des Rundgangs stattfand, waren wir mit dem gesamten Studiengang dabei, mit knapp 40 Studierenden draußen auf der Straße.“ erzählt Prof. Stolzenburg. „Am Ernst-Reuter-Platz, Breitscheidplatz, Savignyplatz, im Tiergarten. Das gab es vorher so noch nicht!“

Susanne Lorenz erkennt ihre künstlerische Praxis stärker denn je als einen wertvollen Austritt aus den Anstrengungen des Corona-Alltags. „Wir sind alle gerade besonders gefordert, mit uns und unserer Umgebung in Kontakt zu sein. Und durch völlig naheliegende oder auch neu zu entdeckende Möglichkeiten Zeit zu nehmen. Den Dingen Zeit geben scheint mir im derzeit überpräsenten digitalen Umfeld ganz besonders wichtig. Die tägliche Selbstinitiative für die eigene künstlerische Arbeit zu finden ist in einer Zeit gedimmten Energielevels besonders anstrengend, aber auch befreiend - wie ein Ausstieg aus der Suppe.“

Der Grundtenor der Dozierenden bleibt jedoch pessimistisch. Für die meisten bringen die aktuellen Umstände vor allem zahlreiche Einschränkungen und Frustration mit sich. Enrico Stolzenburg aus dem Schauspiel befindet: „Falls ich einen positiven Effekt benennen müsste, wäre es der, dass wir uns der Verletzbarkeit unserer Kunst bewusst geworden sind. Und dass wir jede Stunde Präsenz-Unterricht doppelt wertschätzen.“



Bilder: Mengna Tan



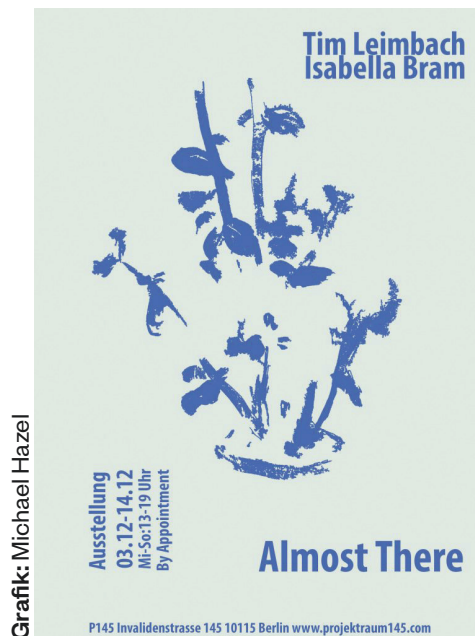
Welche Schwierigkeiten haben sich aus der digitalen Lehre ergeben? Gab es auch positive Effekte?

BELOWSEN

„Almost There – Fast da, fast geschafft.“

MENGNA TAN / Bildende Kunst

Tim und Isabella studieren beide Bildende Kunst und haben sich vom 3.12-14.12.2020 zusammengetan, um im Projektraum 145 auszustellen. Anlässlich ihrer gemeinsamen Ausstellung „Almost There - Fast da, fast geschafft“ habe ich mit den beiden ein Interview geführt, um über die Ausstellung, ihre Arbeiten und ihre Interessen zu sprechen.



Grafik: Michael Hazel

„Almost There- Fast da, fast geschafft“ – der Titel löst bei mir viele Assoziationen aus. Was waren eure Assoziationen und Ideen zum Ausstellungstitel?

Isabella: Der Titel beschreibt für mich eine positive Ambivalenz. Einerseits löst “Almost there” die Idee von etwas Greifbarem aus, etwas, das fast erreicht ist, worauf hingearbeitet wurde. Andererseits spielt der Titel mit der Tatsache des Unerreichten. Dieses Unerreichte ist offen und im Prozess. Das scheinbare Ziel kann weiterhin verändert, negiert und bearbeitet werden.

Tim: Zunächst war der Titel eher eine Reflexion auf den eigenen Prozess, bevor mir die weiterreichende Bedeutung bewusst wurde. Als Künstler*in steht man oftmals vor den Fragen: Bin ich soweit? Braucht es mehr Zeit, mehr Beschäftigung mit einem Thema, sind meine Arbeiten stark genug? Und der Titel “Almost There” spielt eigentlich ein wenig mit dieser steten Unsicherheit. Die Ausstellung so zu nennen, heißt, zu wissen, dass ich immer dem Ideal des fertigen Werkes hinterherrennen werde und ist somit ein Zwinkern an alle, die dieselben Sorgen umtreiben. Im Gespräch mit Isabella wurde mir dann aber auch die sehr aktuelle Bedeutung bewusst, die diese Haltung eines “fast geschafft, fast angekommen” beschreibt. Wir leben in einer Zeit, in der wir kollektiv auf eine Wiederherstellung des Normalzustandes warten. Ob das jemals wirklich passieren wird, sei dahingestellt.

Fokussiert ihr euch in euren Arbeiten auf ein Medium beziehungsweise würdet ihr euch als Maler*in oder Bildhauer*in bezeichnen?

Isabella: Ich habe ursprünglich ausschließlich gemalt, das hat sich in den letzten Jahren verändert. Nun arbeite ich bildhauerisch und installativ. Bestimmte Aspekte aus der Malerei spielen bei meinen Arbeiten allerdings immer noch eine große Rolle.

Tim: Ich bin Maler. Nichts hat mich bisher so gefordert und der Verzweigung nahegebracht wie die Malerei. Die unendlich scheinenden Möglichkeiten im Umgang mit der Materie, aber auch dem Ausdruck, die einem in der Malerei offenstehen, sind für mich so unerschöpflich, dass ich mich schwer tun würde, zugunsten einer anderen Praxis diesem Feld mit weniger Aufmerksamkeit zu begegnen. Ich habe eine andere Leidenschaft, nämlich die Musik. Zum Glück ergänzen sich aber diese zwei Kunstformen eher, als dass sie sich im Weg stehen.

Wie sieht euer Arbeitsprozess aus?

Isabella: Meine Arbeitsweise ergibt sich aus der Tätigkeit mit unterschiedlichen Techniken und Materialien. Ein großer Bestandteil ist dabei das Herstellen eigener Objekte, deren Beschaffenheit ich teilweise selbst wähle. Deshalb ist es mir sehr wichtig, immer in einer kontinuierlichen Auseinandersetzung mit meiner Arbeit zu stehen. Wie das aussieht, ist sehr verschieden und hat oft auch etwas sehr Alltägliches.

Tim: Ich habe mir angewöhnt, morgens um acht Uhr aufzustehen, und versuche, gegen elf Uhr im Atelier zu sein (ja, ich lasse mir dann doch reichlich Zeit, um wirklich entspannt dort anzukommen). Ich habe zumeist mehrere Bilder, an denen ich gleichzeitig arbeite. Diese stehen oder hängen bereits an der Wand, so wie ich sie am Vortag verlassen habe. Der Boden ist öfters übersät von Skizzen, Studien und farbigen Papierschnipseln, die ich als Inspiration für Farbkompositionen verwende und teilweise beim Rausgehen noch einmal kurz zu einer kleinen Collage zusammenlege. Außerdem liegen in einem Karton um die zwanzig Skizzenbücher zur ständigen Verfügung, die ich nacheinander durchblättere, wenn mir in einem Bild ein Fixpunkt wie eine Figur oder eine Struktur, eine Linie oder Richtung fehlt. Es kommt selten vor, dass ich allein ausgehend von einer Skizze streng ein Bild durchkomponiere, da die Größe und das Material der Leinwand einen anderen Umgang, eine andere Reaktion von mir erfordern.

Gab es durch die Umstände der Pandemie Momente, die sich auf euren Arbeitsprozess ausgewirkt haben? Wie zum Beispiel Momente von positiver Entschleunigung oder auch Demotivation?

Isabella: Ich kann klar sagen, dass die Zeit der Pandemie sehr viele unterschiedliche Phasen bezüglich des Arbeitsprozesses bereithält. Gelernt habe ich vor allem, dass es immer irgendwie weitergeht, auch wenn man in einer großen Sackgasse steckt. Einen eigenen Raum zum Arbeiten zu haben, weiß ich nun noch mehr zu schätzen.

Tim: Ich hatte, wie ich erkennen musste, innerlich fast schon auf eine Situation wie diese gewartet. Die allgemeine Ruhe und "Insichgekehrtheit", die ich während der ersten Pandemienmonate erlebt habe, war - natürlich explizit aus der Sichtweise einer Person, die bislang keine persönlichen, schmerzlichen Berührungspunkte mit dem Virus hatte - fast schon ein Genuss. Ich kann nicht behaupten, dass ich auch nur einmal einen Moment der Demotivation erlebt hätte. Ich denke, es tut gut, mal wieder auf sich zurückgeworfen zu werden, reflektieren zu müssen, und sich nicht ständig an dem Wettrennen um Aufmerksamkeit, Erfolg und vermeintlichem Glück beteiligen zu müssen/können.

Was schätzt ihr jeweils an der Arbeit oder dem Arbeitsprozess der/ des jeweils Anderen?

Isabella: An Tims Arbeitsprozess weiß ich seine Konsequenz und intensive Auseinandersetzung mit dem Medium an sich zu schätzen und vor allem den Mut, eine Malerei von Null auf Hundert nochmal komplett neu zu denken.

Tim: Ich habe Isabella vor vier Jahren als Malerin kennengelernt. Dass sie seit einiger Zeit den Weg ins Dreidimensionale gewagt hat, hat mich ziemlich begeistert, nachdem ich zuerst ihre großen, an Architektur erinnernden Installationen aus farbiger Pappe in ihrem Atelier gesehen habe. Das Gefühl für Raum, Far-

bigkeit und vor allem der Mut zu einfachen, aber ausdrucksstarken Formen hat mich beeindruckt. Demgegenüber stehen filigrane, aus Ton gebrannte Alltagsobjekte, die sie ihrer ursprünglichen Funktion enthebt und die für mich vor allem in ihrer unerwarteten Haptik interessant sind.

Was sind Themen, Menschen, Künstler*innen, Filme, Musik oder anderes, die euch gerade interessieren oder faszinieren und die ihr mit uns teilen wollt?

Isabella: Aktuell interessiert mich vor allem die Arbeit mit Textilien und die Frage, warum englische Gärten extra angelegt werden, um besonders naturbelassen zu wirken und wie sich Räume und darin befindende Gegenstände gegenseitig beeinflussen.

Tim: Während ich an diesem Interview sitze, höre ich die Klaviermusik der Impressionisten, allen voran Debussy. Zuletzt habe ich mir die Ausstellung von Franziska Beilfuß im Centre Bagatelle (29.10.20 - 17.01.21) angesehen. Ihre durchweg abstrakten und großformatigen Leinwände sind die Ladung an Farbe, die einem durch den Winter hilft. Ich habe mit ihr zusammen im Atelier gearbeitet, und muss sagen, dass mich ihre Ruhe und Gelassenheit im Arbeitsprozess sehr ermutigt haben, auch mal auf die Bremse zu treten, und einen Schritt zurückzugehen.

instagram @isabellabram @tlartist
website www.timleimbach.wordpress.com

Die Ausstellung war vom 3.12.-14.12.2020 im Projektraum 145 in der Invalidenstraße 145, 10115 Berlin zu sehen.

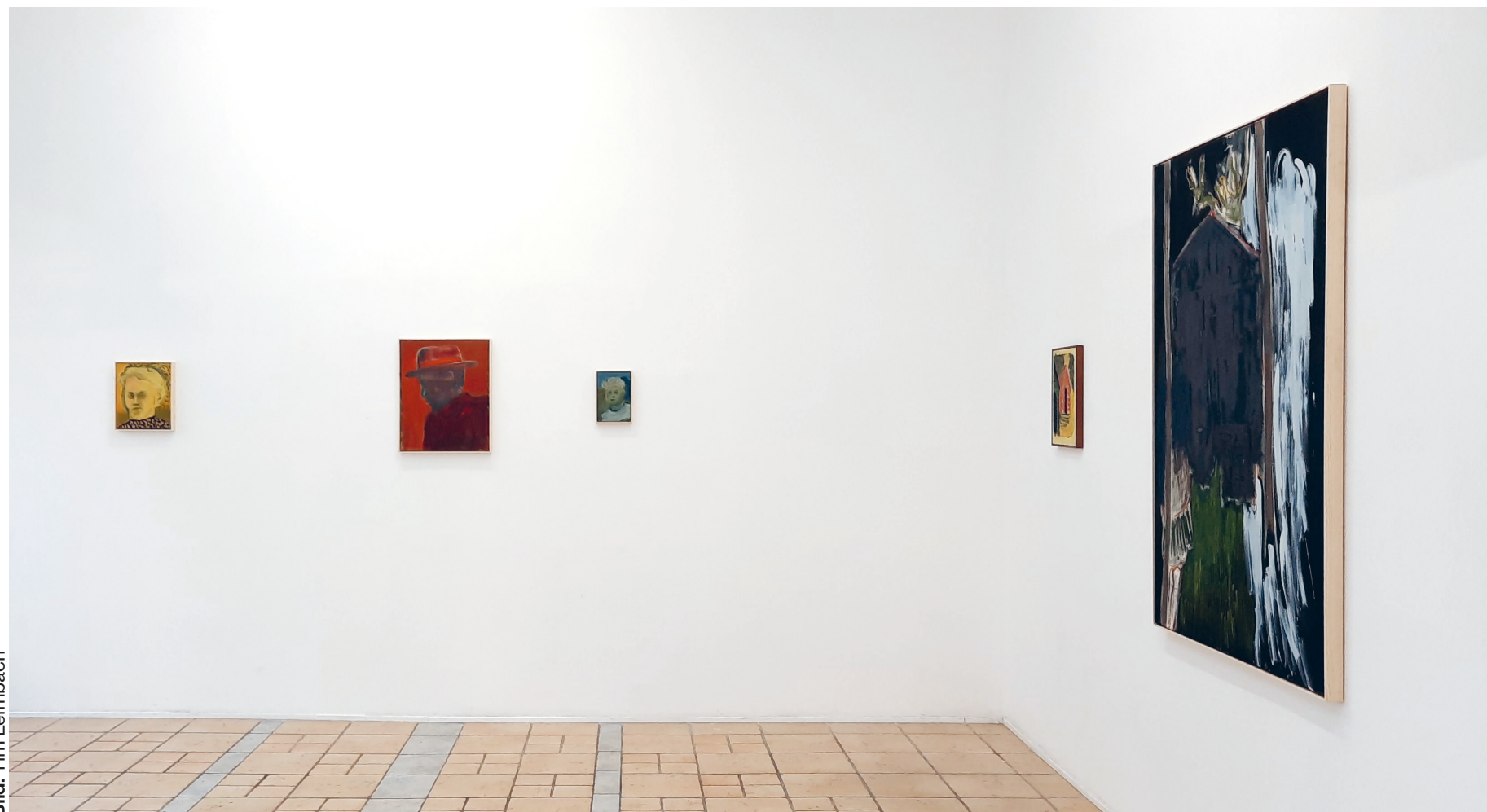


Bild: Tim Leimbach



9 Gründe, warum ein Jahr Hochschul- politik dir mehr beibringt als jedes Praktikum

CHRISTINE REISS / AStA / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

In der Regel sind erfolgreiche hochschulpolitische Projekte keine Egozüge.

Hochschulpolitische Projekte sind deine Möglichkeit, die Universität zu gestalten. Ob du nun Referent*in im AStA oder Mitglied einer Initiative wirst: Du bist mittendrin. Du lernst deine Uni bis ins Innerste kennen und wachst dabei über dich hinaus. Ob Hochschulpolitik Spaß macht, ist dabei oft eine Frage der Ausdauer. Findest du deinen Platz im interdisziplinären Team oder gibst du nach dem ersten Run gegen die Wand auf? Nach zwei Jahren im AStA der UdK Berlin bin ich nicht bloß vom Wert der hochschulpolitischen Arbeit, sondern auch vom persönlichen Lerneffekt ehrenamtlichen Engagements überzeugt. Meine wertvollsten Erfahrungen habe ich in 9 Punkten zusammengefasst.

01

Es ist deine Uni und du kannst sie mitgestalten.

Über die UdK Berlin kann man so einiges sagen und denken. In hochschulpolitischen Gruppen diskutieren wir über elitäre Strukturen, Klassismus, Rassismus und intersektionale Diskriminierungserfahrungen, die von Studierenden berichtet werden. Beinahe alle gesellschaftlichen Diskurse, von Digitalisierung bis Nachhaltigkeit, finden auch innerhalb der universitären Gremien statt. Daran teilzuhaben stärkt nicht nur dein Bewusstsein für dein Umfeld, sondern gibt dir die Möglichkeit, aktiv davon zu lernen, verschiedene Sichtweisen zu erkunden und deine eigene Position zu finden.

03

Du vertrittst diverse Interessen

Oft bedeutet politische Arbeit, deinen eigenen Standpunkt in den Hintergrund zu rücken und dich für andere stark zu machen. Du lernst nicht nur neue Sichtweisen kennen, sondern musst diese verstehen, um über deinen eigenen Horizont hinaus zu argumentieren. Es geht nicht immer nur um dich. Es geht darum, herauszufinden, welche Fragen Priorität erfordern, um die Uni für alle zu einem angenehmen und fördernden Umfeld zu machen.

02

Du lernst, Kompromisse zu finden

Nicht alle Gruppen und Personen teilen deine Interessen. Selbst wenn sie es tun, heißt es nicht automatisch, dass ihr dieselben Schwerpunkte darin seht. In diversen Gruppen sind Kompromisse meist die größte Herausforderung, da jede Partei mit einer eigenen Agenda in den Diskurs einsteigt. Im gemeinsamen Herstellen von Harmonie wirst du deine eigenen Grenzen kennenlernen und manche davon hinter dir lassen müssen, um einen produktiven Weg zu finden.

04

Du musst Ideen klar formulieren und nachvollziehbar vertreten

Deine Position besteht aus deiner Meinung, nicht bloß deinen Aufgaben. Ein guter Pitch kann den Unterschied zwischen einem Erfolg und einem ewig aufgeschobenen Ziel bedeuten. Je aufwändiger dein Vorhaben, desto wichtiger ist es, dass man dir beim Sprechen folgen kann. Du wirst mit Gesprächspartner*innen konfrontiert, die deutlich erfahrener sind als du. Das bedeutet, dass du dich auf manche Gespräche hervorragend vorbereiten musst. Und das zu Recht. Du repräsentierst die Studierendenschaft, deine Fachschaft oder deine Interessengruppe. Das bedeutet, dass du deine Behauptungen und Forderungen mit tatsächlich bestehenden Bedürfnissen und Handlungsräumen abgleichen solltest.

06

Du arbeitest mit den Entscheidenden zusammen

Der Weg von Augenrollen über Missstände hin zu konstruktiven Gesprächen mit entscheidendem Ausgang ist viel kürzer, als man annehmen würde. Z.B. bietet der Präsident der UdK Berlin eine Sprechstunde für Studierende an. Auch das Studierendenwerk und der Berliner Senat führen Diskurse mit gewählten Vertreter*innen der Studierendenschaften. Dich mit den Verbesserungsmöglichkeiten real zu beschäftigen und auf Augenhöhe mit den Organisierenden daran zu arbeiten, lässt dich nicht nur Projektarbeit begreifen, sondern auch Veränderungsprozesse skizzieren und umsetzen lernen.

05

Du bist Teil eines extrem engagierten Teams

In der Regel sind erfolgreiche hochschulpolitische Projekte keine Egofeldzüge. Es macht einen großen Unterschied, dass in Ehrenämtern nicht primär für Geld, sondern für Ideen gearbeitet wird. Die meisten Initiativen (z.B. I.D.A., Klasse Klima, UdK4Future und viele mehr) entstehen aus intrinsischer Motivation. Du bist Teil einer Interessengruppe und kannst dich von den Beweggründen deiner Mitstreiter*innen anstecken lassen. Oder deine Kommiliton*innen mit deinen eigenen Entwürfen vom Hocker werfen.



Bild: Zsófia Puszt

07

Du bist wirklich eigenständig

Deine einzige Orientierung ist die Gruppe, mit der du zusammenarbeitest – sofern es diese überhaupt schon gibt. Wenn du eigene Interessen mitbringst und diese lautstark vertrittst, kannst du jeden Diskurs eröffnen und eine eigene Strömung in Gang setzen. Was du aus deinem Engagement machst, liegt in deiner Hand. Gibst du nach dem ersten Run gegen die Wand auf, oder wirst du dadurch erst richtig kreativ?

09

Deine Veränderungen haben Tragweite

Während meiner Amtszeiten im AStA wurden die Kosten des Semestertickets verhandelt, die Möglichkeiten für ein Antidiskriminierungsbüro und eine Studentische Vizepräsidentschaft diskutiert, der Klimanotstand beschlossen und zahllose andere Projekte bearbeitet. Alle diese Veränderungen haben gemeinsam, dass sie von Studierenden auf den Tisch gebracht und mitgestaltet wurden. Die UdK Berlin wird sich immer durch ihre Studierenden, durch die Stadt und ihre Eigenheiten entwickeln. Bei hochschulpolitischen Engagement geht es darum, diesem Kreislauf beizutreten und ihm ein kleines Stückchen Schwung aus der eigenen Richtung zu geben. Es geht darum, die Uni durch deine eigene Perspektive zu prägen.

08

Deine Ausdauer erreicht ihr nächstes Level

Nachhaltige Veränderungen in Gang zu setzen braucht Zeit und langen Atem. Insbesondere Themen wie Antidiskriminierung, Nachhaltigkeit und Digitalisierung werfen neben Interessenskonflikten auch zahllose Organisations- und Ressourcenfragen auf. Diese lassen sich nicht in Tagen oder Wochen lösen, sondern erfordern kontinuierliche Teilnahme an Entscheidungsprozessen. Je aktiver und weitreichender du dich einbringst, umso tiefergreifender wirken die erkämpften Projekte. So wurde z.B. nur zwei Jahre nach Gründung von UdK4Future und der Klasse Klima der Klimanotstand im Akademischen Senat ausgerufen.

Du willst jetzt auch anfangen?

AStA

Der AStA ist als bezahltes Ehrenamt mit 40 monatlichen Arbeitsstunden natürlich das Brett unter den Engagement-Möglichkeiten.

Wenn du lieber im Hintergrund Entscheidungen treffen willst, kannst du dich für das Studierendenparlament aufstellen lassen.

Die ganz entspannte Exekutive sind die Fachschaftsräte, in denen Partys organisiert und studienganginterne Belange geklärt werden.

Wenn du genau weißt, was du willst, findest du deine passende Initiative oder gründest gleich eine eigene (so ist z.B. UdK4Future entstanden).

Fachschaften

Alle Gruppen aktiver Studierender sind zu jeder Zeit offen für jede Form von Teilhabe, egal ob unregelmäßig oder hyperengagiert.

StuPa

That's a fact. Davon leben sie. Also schreib einfach eine Mail oder DM. Noch Fragen? Meld' dich einfach beim AStA buero@asta-udk-berlin.de

Initiativen



Lasst uns über unsere Ängste sprechen

HELENA DOPPELBAUER / Bildende Kunst

Warum die offene Auseinandersetzung mit Zukunftsängsten Teil des Lehrplans eines Kunststudiums sein sollte.

Softe Skills, harter Lockdown.

Die Pandemie hat es geschafft, bestimmten Berufsgruppen durch das Prädikat „systemrelevant“ ihre verdiente Anerkennung zuzusprechen. Endlich wurden notorisch unterbezahlte und überlastete Menschen hinter Supermarktkassen, im Gesundheitswesen oder als Erntehelfer*innen aus der Unsichtbarkeit geholt und ihre unverhältnismäßigen Arbeitsbedingungen und Gehälter zur Sprache gebracht. (Wie viel sich für diese Menschen dadurch faktisch geändert hat, ist eine andere Frage, die wie es scheint inzwischen wieder an Relevanz verloren hat.)

Gleichzeitig wurde durch diese Kategorisierung aber auch sichtbar, welche Bereiche nicht in die Rubrik der Systemrelevanz fallen. Ganz oben auf der Liste steht da jegliche Form von Kunst und Kultur, die eher in die Rubrik Freizeitattraktion eingeordnet wird. In gewisser Weise möchte sich ein Teil von uns ja auch außerhalb des Systems verortet wissen, sich keinen marktwirtschaftlichen Interessen unterordnen, sich als Reflexion, Kritik, Kommentar zum System verstehen und würde sich dementsprechend wohl auch nicht den Stempel systemrelevant aufdrücken lassen wollen. Wir möchten auch ohne Systemrelevanz relevant sein.

Dennoch oder gerade

deshalb hat es uns getroffen, dass sämtliche öffentliche Kultureinrichtungen mit ausgeklügelten Hygienekonzepten bereits zum Teil-Lockdown schließen mussten, während Galerien als Orte der Vermarktung von Kunst noch bis zum harten Lockdown geöffnet blieben – ganz zu schweigen von all den anderen Orten des Konsums.

Ich möchte aber an dieser Stelle nicht über die Sinnhaftigkeit oder die kapitalistischen Hintergründe der Maßnahmen sprechen. Genau genommen möchte ich überhaupt nicht über Corona sprechen. Ich möchte es vielmehr als Anlass nehmen, um die Zukunftsängste zur Sprache zu bringen, die wir als Studierende der Künste alle in unterschiedlich starker Ausprägung kennen und auch vor der Pandemie schon kannten. Sie wurden durch die Covid19-Maßnahmen lediglich verstärkt und lassen sich jetzt einfacher thematisieren. Denn auch das hat die Pandemie mit sich gebracht: Wir können endlich ehrlicher sein und uns verletzlicher zeigen.

„Und was kann man damit dann machen?“

Studierende, die jetzt gerade ihren Abschluss machen, stehen aufgrund der aktuellen Situation vor ganz besonderen Herausforderungen. Es gibt kaum Jobausschreibungen im Kulturbereich, die

wenigen Angebote werden aufgrund der enormen Nachfrage mit Bewerbungen überflutet. Zudem ist ungewiss, wie es weitergeht, wenn das Schlimmste überstanden und eine Aufhebung oder zumindest Lockerung der Maßnahmen möglich ist. Wie gut oder schnell werden sich Kunst und Kultur erholen? Vielen von uns ist aufgrund der Maßnahmen nochmal mehr bewusst geworden, dass eine Anstellung im Kulturbereich alles andere als eine sichere Einnahmequelle in Krisenzeiten ist (– auch wenn wir damit natürlich nicht alleine sind und sich diese Unsicherheit nunmehr über ganz viele Bereiche erstreckt).

Vor allem außereuropäische Studierende sehen sich besonderem Druck ausgesetzt, da sie zusätzlich zu diesen ohnehin schon existenziellen Ängsten auch noch mit der Problematik des Visums und Bleiberechts konfrontiert sind. Ihnen muss es gelingen, innerhalb von eineinhalb Jahren nach dem Abschluss eine Arbeit im Bereich ihres Studiums zu finden, um in Deutschland bleiben zu dürfen.

Natürlich lassen sich nicht alle Studienrichtungen innerhalb der Künste über einen Kamm scheren. Leistungsdruck, Konkurrenzdenken und Jobchancen sind in den verschiedenen Bereichen völlig unterschiedlich gewichtet. Ich bin sicher, eine Schauspieler*in oder ein Tonmeister hat ganz andere Sorgen als eine Musiker*in oder jemand, der GWK studiert. Und das

Studium der freien bildenden Kunst birgt nochmal ganz andere Herausforderungen und Überlegungen in sich, indem es auf keine potenziell vakante Stelle hin ausbildet.

Da ich selbst Bildende Kunst studiere und dementsprechend vor allem die Sorgen und Ängste der Studierenden der Bildenden Kunst kenne, werde ich mich auf diesen Studiengang konzentrieren. Selbst innerhalb der Bildenden Kunst kann man natürlich nicht generalisierend über das Thema sprechen, da wir alle sehr unterschiedliche Hintergründe und Herangehensweisen haben. Wichtig ist aber, dass es zur Sprache gebracht wird.

Denn obwohl die Frage nach dem Danach uns alle beschäftigt und zermürbt, scheint das Thema Zukunftsängste nach wie vor ein tabuisiertes zu sein und wird im Studium kaum behandelt. Wenige Ausnahmen bilden vereinzelte Kollisions-Workshops oder Studium Generale-Seminare, über die man mit etwas Glück gelegentlich stolpert, wenn man die Augen weit offen hält.

Ich erinnere mich, dass ich bei der Aufnahmeprüfung zum Studium der Bildenden Kunst gefragt wurde, wie ich mit dem Wissen umgehe, dass nur etwa 2% der Absolvent*innen von ihrer Kunst leben können.

Davon abgesehen, dass es für viele vermutlich das erste Mal war, dass sie mit

dieser Zahl konfrontiert wurden und sie wohl dementsprechend spontan und kreativ darauf reagierten, frage ich mich heute, ob die Intention dieser Frage war, all jene vom Studium abzuhalten, die nicht hart genug sind, mit diesem ernüchternden Prozentsatz alleine klarzukommen. Denn damit war es dann getan, das war das erste und letzte Mal, dass das Prekariat des Künstler*innentums wäh-



rend des Studiums bewusst ins Auge gefasst wurde. Immerhin wusste man ja jetzt, worauf man sich einließ, also konnte man sich später nicht beklagen. Es ist aber leichter, dieses beunruhigende Wissen nach einer ersehnten Zusage zum Studium und fünf Jahre vor dem Abschluss beiseite zu schieben, auch wenn man es die ganze Zeit über im Hinterkopf behalten wird.

Wer sich schon während des Studiums auf die Suche

nach einem Nebenjob im Kulturbereich macht, dem wird schnell bewusst, dass unsere Fähigkeiten auf dem Arbeitsmarkt kaum gefragt sind. Es gibt fast immer einen Studiengang, auf den die Jobbeschreibung besser zugeschnitten ist. Je näher der Abschluss rückt, umso dringlicher und quälender wird die Frage nach dem Danach dann. Spätestens zu diesem Zeitpunkt müssen wir nämlich der Tatsache ins Auge blicken, dass wir ein Studienfach belegen, das uns auf keine konkrete Anstellung hin ausbildet. Dass es für Absolvent*innen der Bildenden Kunst keine Stellenausschreibungen gibt, auf die sie sich bewerben könnten. Falls wir es während des Studiums verabsäumt haben, in mindestens einer Fertigkeit annähernde Perfektion zu erlangen, sind wir oftmals auf ein zweites

Studium oder eine Ausbildung angewiesen, die uns für den Arbeitsmarkt interessanter machen sollen. Deshalb studieren auch einige Kunst auf Lehramt oder hängen noch den Q-Master dran, um sich abzusichern, ohne wirklich Lehrer*innen werden zu wollen.

Plan B wird mangels Alternative zu Plan A.

Kunst abseits des Systems

Während des Studiums sollen wir Kunst abseits des Systems denken, um uns frei und unabhängig vom Markt ausprobieren und entfalten zu können. Uns wird gesagt, dass die Hochschule ein Ort des bedingungslos sicheren Ausprobierens ist, wo wir uns ohne Druck und Vermarktungsanspruch unserer Kreativität widmen können. Ich möchte das infrage stellen.

Natürlich ist das Angebot, das wir an der Uni zur Verfügung gestellt bekommen, großartig. Ich bin unglaublich dankbar für diese Infrastruktur und das Privileg, mich fünf Jahre lang meinen Ideen widmen zu dürfen. Oft genug stelle ich mir die Frage, was ich hier eigentlich mache und wie es dazu gekommen ist. (Oft genug fühle ich mich auch schuldig, weil ich das Gefühl habe, eben keinen Nutzen zu erfüllen, keinen relevanten Beitrag zu leisten – obwohl ich das aufgrund meiner Werte von niemand anders erwarten würde. Einer von vielen Widersprüchen, mit denen man sich im Laufe des Kunststudiums konfrontiert sieht.)

Aber gleichzeitig ist uns von Anfang an bewusst, dass das Studium irgendwann zu Ende geht, wir den Zugang zur Hochschulstruktur der



Bilder: Léni Chons

Ateliers und Werkstätten verlieren werden und uns in der „echten“ Welt beweisen müssen. Es ist deshalb zu keinem Zeitpunkt möglich, sich unabhängig vom System zu denken.

In den allerseltensten Fällen verlässt man die Uni und ist bereits erfolgreich mit dem, was man macht. Es ist sehr viel wahrscheinlicher, dass man erstmal ziemlich planlos und vermutlich auch etwas pleite ist. Selbst wenn man sich also realistische Chancen ausrechnet, zu den wenigen Auserwählten zu gehören und eine Karriere als freischaffende*r Künstler*in anstrebt, stellt sich die Frage, was man bis dahin macht, um sein Geld zu verdienen. Wie anfangen, wo anfangen?

Reality check mit Beunruhigungsfaktor

Fakt ist, dass die ersten Jahre nach dem Studium besonders schwer sind und auch später weniger als zehn Prozent der Berliner Künstler*innen gerade so von ihrer Kunst leben können – Frauen übrigens weitaus schlechter als Männer. 80% der Künstler*innen können von ihren Einkünften aus der Kunst nicht einmal die Kosten ihrer künstlerischen Arbeit decken. (Wobei man dazu sa-

gen muss, dass es sich hier um die Zahlen aus Vorkrisenzeiten handelt.) Sollte man keine weitere Ausbildung haben, auf die man zurückgreifen kann, muss man sich irgendwie durchschlagen und kann nur hoffen, dass nebenbei noch ein wenig Zeit für die künstlerische Praxis bleibt. Wer sich diese Tatsachen im Laufe seines Studiums vor Augen hält, wird zwangsläufig irgendeine Gefühlsregung dazu empfinden. Mag schon sein, dass das Ausmaß der Irritation sehr stark davon abhängt, wie resilient oder ängstlich man generell durchs Leben geht. Aber ich traue mich zu behaupten, dass man schon ganz doll an sich glauben muss, um sich davon nicht zumindest ein bisschen beunruhigen zu lassen. Und selbst gesetzt den Fall, dass es Studierende gibt, denen diese Zahlen nichts anhaben können: Sollten diese dann wirklich der Maßstab sein, den wir anstreben, indem wir uns nichts anmerken lassen und nicht offen über unsere Ängste sprechen?

Sollen wir nicht vielmehr auf die Bedürfnisse der vermeintlich „Schwächeren“ achten, als die Lehre nach den vermeintlich „Stärkeren“ auszurichten? So, wie wir es auch in anderen Bereichen des Lebens ganz selbstverständlich tun wollen, wenn wir versuchen, Barrieren abzubauen.

Denn diese Zukunftsängste sind Barrieren. Sie können eine lähmende Auswirkung auf die Kreativität und die damit verbundene künstlerische

sche Praxis haben. Es ist nun einmal so, dass der Gedanke, später vielleicht keinen Job zu finden, nicht gerade eine beruhigende Wirkung hat. Das ist nichts, wofür man sich zu schämen braucht. Das ist etwas, worüber man miteinander sprechen sollte.

Die tatsächlich geführte Debatte ist dagegen eine verwirrende, etwas realitätsferne und elitär-idealistische *contredictio in adiecto*: Einerseits sollen wir uns frei entfalten, ohne die Marktinteressen zu bedienen oder an irgendeinen Nutzen in einem System zu denken, und dementsprechend sollte auch nicht zu viel darüber nachgedacht werden, was nach dem Studium kommt. Andererseits macht es uns Angst, nicht zu wissen, was danach kommt, und diese Angst kann sich mitunter sehr lähmend auf die künstlerische Praxis auswirken. Wodurch es wiederum nicht möglich ist, sich völlig frei zu entfalten und auszuprobieren.

Ähnlich verhält es sich mit der Frage nach dem Künstler*innensein: Wir sollen uns als werdende Künstler*innen verstehen, um unsere Fähigkeiten möglichst selbstbewusst und frei entwickeln zu können, uns aber gleichzeitig unabhängig vom Markt sehen. Das würde aber doch auch bedeuten, uns mit dem, was wir tun, keine wirklichen Chancen auf Erfolg einzuräumen und dementsprechend auch eine brotbringendere Alternative in petto haben zu müssen – wodurch wieder weniger Zeit und Zuversicht

für die Konzentration auf die künstlerische Praxis bliebe.

Die künstlerische Freiheit leidet also nicht erst nach dem Abschluss unter den Produktionsbedingungen. Wir sind uns auch schon während des Studiums bewusst, dass es nicht einfach wird.

Lasst uns darüber reden

Warum wird im Studium so wenig darüber gesprochen, obwohl diese Ängste einen wesentlichen Teil unserer Auseinandersetzung mit unserem zukünftigen Berufsfeld ausmachen? Kann man überhaupt freie Kunst studieren, ohne Angst vor dem Danach zu haben?

Im Zuge meiner Recherchen zu diesem Artikel habe ich mit einigen Studierenden über das Thema gesprochen, um jedes Mal aufs Neue festzustellen, dass jede*r von ihnen diese Angst vor der Zukunft kennt und findet, dass sie im Laufe des Studiums viel zu wenig zur Sprache kommt. Ich habe erfahren, dass Studierende, die ich immer für ihr Streben nach Perfektion bewundert habe, aufgrund ihrer Versagensängste unter Panikattacken oder Schlaflosigkeit leiden. Ich habe gelernt, dass ich mit meinen Zweifeln nicht alleine bin und dass sehr viel Gutes entstehen kann, wenn man sich öffnet. Es waren großartige, weil ehrliche Gespräche, sehr bereichernde Diskussionen und auch beruhigende Lösungsansätze

und Erkenntnisse darunter. Auch beim Plenum in meiner Klasse habe ich das Thema zur Sprache gebracht. Anfangs hatte ich den Eindruck, dass sich kaum jemand offen dazu äußern möchte und den Lehrenden aufgrund ihrer gesicherten Position der Bezug dazu fehlt. Dann wurde es jedoch sehr schnell zum Selbstläufer und hat die Planung des restlichen Semesters wesentlich beeinflusst. In den letzten Wochen haben wir mit den Lehrenden offen über Zukunftsperspektiven und -ängste diskutiert und ehemalige Absolvent*innen mit unterschiedlichen Werdegängen zu Vorträgen und Gesprächen über ihre Zeit nach dem Studium eingeladen.

Es war befreiend und beruhigend, sich so offen und realitätsbezogen damit auseinanderzusetzen. Da wir für gewöhnlich so wenig darüber sprechen und somit das Gefühl haben, alleine klarzukommen zu müssen, sind unsere Ängste oft unverhältnismäßig und abstrakt. Solange man einen Teil von sich ausklammern muss, ist es auch nicht möglich, einen Umgang damit zu finden. Zu seinen Ängsten zu stehen, bedeutet

zugleich, sich selbst anzunehmen und dadurch erst Lösungen finden zu können.

Ich denke, wir sollten uns als Studierende Strukturen schaffen, die es uns ermöglichen, offen über diese schwierigen Aspekte eines Kunststudiums sprechen zu können. Es gehört ohnehin



zu unserem künstlerischen Werdegang, diese Phasen zu durchlaufen und zu bewältigen. Es liegt an uns, ein solidarisches Klima zu schaffen, das uns zu unseren Problemen stehen lässt und vor allem jene berücksichtigt, denen diese Ängste ganz besonders zu schaffen machen. Wir können uns dieses Engagement nicht von den Lehrenden erwarten, weil es in der Natur der Sache liegt,

dass diese unsere Situation aufgrund ihrer gesicherten Position nurmehr schwer nachvollziehen können. Zudem sehen wir uns heute mit anderen Herausforderungen konfrontiert als es vielleicht vor 20 oder 30 Jahren der Fall war. Es liegt auch an uns, unser Studium aktiv und zeit-

gemäß mitzugestalten, indem wir Dinge einfordern und verändern. Wenn sich die Umstände von Kunstschaffenden ändern, sollte es auch der Lehrplan tun. Es ist in den letzten Jahren bestimmt nicht einfacher geworden, sich mit der Kunst ein Einkommen zu sichern. Dementsprechend kann es nicht schaden, für einander einzustehen, anstatt zu versuchen, uns als konkurrierende Einzelkämpfer*innen durchzuschla-

gen. Gerade in der Kunst und Kultur brauchen wir einander, wir sind bei der Verwirklichung unserer Projekte oft auf unsere gegenseitige Hilfe und Unterstützung angewiesen. Also lasst uns damit anfangen, zu unseren Ängsten zu stehen, und vor allem: Lasst uns darüber reden.

1 Hergen Wöbke: Studio Berlin III. IFSE-Studie über Künstler*innen in Berlin und Gender Gap, IFSE 2018.

VIDEO
HIER



Studieren mit Beeinträchtigung – mal sichtbar,

LUISA KÜHNE / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation

Wie ist es, mit einer Beeinträchtigung an der UdK zu studieren? Gibt es genügend Hilfe, und wenn ja, möchte man diese überhaupt annehmen? Verzichten viele vielleicht lieber auf einen Nachteilsausgleich, aus Angst vor Stigmatisierung?

mal nicht

Legasthenie und Depressionen

11% der rund 2,8 Millionen Studierenden in Deutschland haben eine studienrelevante Beeinträchtigung (Befragung Sommersemester 2016/17 „beeinträchtigt studieren – best2“ durch das Deutsche Studentenwerk). Die Erhebung wurde vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) finanziert. Die mehr als 20.000 Befragten studieren an rund 153 Hochschulen.

Neben körperliche Beeinträchtigung treten auch unsichtbare Krankheitsbilder wie Legasthenie oder Depressionen. Legasthenie beschreibt eine Lese-Rechtschreibstörung. Sie entsteht durch Teilleistungsschwächen der Wahrnehmung und Motorik des zentralen Nervensystems. Betroffene haben Schwierigkeiten beim Lesen, lassen häufig Silben und Buchstaben aus und verwechseln Wörter und Buchstaben. Bei Depressionen werden keine positiv stimulierenden Hormone wie Serotonin, Dopamin oder Noradrenalin mehr ausgeschüttet. Diese Botenstoffe sind aus dem Gleichgewicht geraten. Daraufhin entstehen Gefühle wie Hoffnungslosigkeit und mangelnder Antrieb. Das Thema Depression war lange Zeit tabu. Noch immer werden Depressionen oft nicht erkannt und verharmlost. Dabei sind Depressionen eine ernstzunehmende Beeinträchtigung und psychische Krankheit. Viele Beeinträchtigte haben Angst vor Stigmatisierung und verzichten lieber auf einen Nachteilsausgleich sowie darauf, sich zu „outen“.

Wie ermöglicht man nun ein barrierefreies Studium, bei dem auch die Angst vor Stigmatisierung verringert werden kann? Behindert die Gesellschaft vielleicht das Leben von Betroffenen?



Anonym, Studieren mit Legasthenie

Ich spreche nicht von einer Krankheit, sondern immer nur von Legasthenie.

Ich habe irgendwie nie darüber nachgedacht, dass es eine Krankheit oder Beeinträchtigung ist. Ich sage einfach immer, ich habe Legasthenie.

In der sechsten Klasse, als ich nach Berlin gezogen bin, wurde ich darauf getestet. Ich war da elf oder zwölf Jahre alt. In diesem Alter hatte ich auch

das erste Mal Deutschunterricht. Ich war vorher nur auf englischsprachigen Schulen und habe auch nur in englischsprachigen Ländern sehr viel und meine Lehrer[*innen] haben schnell gemerkt, dass es mir schwerfiel, wenn ich schnell und laut lesen musste. Auch durch meine Rechtschreibung oder meine Aussprache hatten sie dann schnell den Verdacht auf Legasthenie. Da ich vorher nur in Amerika gelebt habe, fiel es mir besonders im Deutschen nochmal schwerer. Ich glaube aber, dass meine Legasthenie nicht so stark ausgeprägt ist wie bei anderen. Ich kann die Wörter einigermaßen lesen. Es sind eher einzelne Buchstaben, die ich vertausche. Es ist trotzdem spürbar, aber andere Betroffene haben Legasthenie wahrscheinlich stärker ausgeprägt.

Jede zwei Jahre musste ich dann einen Test machen. Ich musste insgesamt drei Tests machen. In

der sechsten, achten und zehnten Klasse. Die Schule wollte damit überprüfen, ob man wirklich Legasthenie hat, da man immer mehr Zeit für die Klausuren bekommen hat. Deswegen wollte die Schule sich natürlich vergewissern, dass man wirklich Legasthenie und nicht vielleicht einfach nur Prob-

leme mit der Sprache hat, dadurch dass man nicht Deutsch-Muttersprachler ist. Während meiner Abi-Phase hatte ich dann auch Legasthenie-Nachhilfe. Meine Mutter fand es sehr wichtig, dass ich das mache, denn beim Abitur wird auf Legasthenie nicht geachtet. Da hat man dann Pech gehabt. Deswegen habe ich dann ein Training gemacht, bei dem man lernen kann, die Probleme auszugleichen und Tipps bekommt, wie man damit umgehen kann. Dennoch bleibt es für das Leben. Man müsste eigentlich konstant üben, damit Legasthenie nicht auffällt.

Als ich mich für den Studiengang bewarb, habe ich gar nicht daran gedacht, dass ich Legasthenie habe. Ich glaube dadurch, dass ich es eben habe, denke ich nicht so viel darüber nach, denn für mich ist es normal. Meine einzige Sorge nach der Prüfung war, dass ich wegen meiner Rechtschreibung durchfalle. Für mich ist es zum Beispiel sehr schwer, das Wort „Geschreiben“ zu schreiben. Ich habe ich häufig „Geschreiben“ gemacht. Ich habe ich sehr häufig in der Klausur gemacht. Ich nur: Oh nein, die Professor[*innen] jetzt denken. Aber solche Gedanken kamen dann eben erst im Nachhinein auf. Nach der Klausur habe ich nur an meine Rechtschreibung denken können. Aber davor hatte ich keine Bedenken. Ich wusste, ich will definitiv studieren. Der Studiengang Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation an der UdK war auch meine Top-Wahl. Alle Freunde von mir fanden das auch super. Aber auch wenn sie es merkwürdig gefunden hätten, hätte ich mich trotzdem beworben.

Beim Lesen bemerke ich meine Legasthenie nicht so sehr. Eher beim Laut-Lesen, Spre-

chen oder Schreiben. Auch meine Freund[*innen] und Familie sind gewöhnt daran, dass ich manchmal Dinge falsch ausspreche. Deswegen fällt mir das persönlich auch einfach nicht so sehr auf, dass ich Legasthenie habe. Das merke ich dann eher, wenn ich auf neue Leute treffe. Dann baut sich immer so ein Druck auf, die Wörter richtig auszusprechen. Das finde ich dann manchmal richtig schwer, weil ich dann nicht weiß, wie ich reden soll. Aber in meinem alltäglichen Leben ist es jetzt keine Beeinträchtigung, die ich als Benachteiligung wahrnehme.

Besonders das praxisorientierte Arbeiten an der UdK macht es für mich leichter. Es gibt keinen großen Leistungsdruck, wie er an anderen Unis existiert. Es geht auch eher darum, zum Beispiel etwas Kreatives zu schreiben. Wenn ich über etwas schreiben kann, was mir Spaß macht, fällt es mir auch leichter, mich selber zu korrigieren. Das Schreiben ist eher natürlicher. Längere und vor allen Dingen dann deutsche Texte zu lesen, das fiel mir dann schon schwerer. Ich habe super lange gebraucht, einige Texte zu lesen und habe dann auch häufig richtig Kopfschmerzen bekommen, weil ich mich so stark konzentrieren musste.

Manchmal ist es mir lieber, dass Leute wissen, dass ich Legasthenie habe. Wenn ich mich dann verspreche oder nicht Laut-Lesen kann, wissen die anderen, dass es meine Legasthenie ist und können das dann verstehen. Aber manchmal wünsche ich mir auch, dass keiner es weiß. Ich kann dann so tun als hätte ich es nicht und bin einfach normal. Dennoch ist es einfacher, wenn die Leute es wissen. Die Erwartungshaltung ist dann ganz anders. Einmal musste ich auch etwas laut vorlesen und es hat nicht so gut funktioniert. Dann habe ich auch gesagt, dass ich Legasthenie habe. Ich glaube, wenn der Professor das vorher gewusst hätte,

hätte man diese unangenehme Situationen vermeiden können. Mir wäre es am liebsten, wenn ich einfach nicht bin. Es sollte werden, was lesen aber auch, wenn ich nicht. Wenn ich sage, ich kann's gerade nicht lesen wegen Legasthenie, dass das dann akzeptiert wird. Aber auch im Umkehrschluss, wenn ich sage, ich kann's und es probieren möchte, etwas zu lesen. Ich will nicht von vornherein ausgeschlossen werden.

An dem ersten Tag von der Uni hatte ich super Angst, eine Konversation mit den neuen Leuten zu führen und dass sie meine Legasthenie bemerken. Ich war dann total nervös. Man macht sich selber Druck, indem man denkt: Ich muss gut klingen und die Wörter richtig aussprechen. Aber dadurch wird es dann nur noch schlimmer. Ich hatte die ganze Zeit diesen Alarmgedanken im Hinterkopf: Sag nichts Falsches. Sprich nichts falsch aus. Ich habe zwar eine Weile gebraucht, bis ich mich wohl genug gefühlt habe, habe aber dann auch Leuten gewarnt und es war voll okay. Es war ein innerlicher Druck, der in einem aufgestiegen ist. Wenn ich eine neue Gruppe von Leuten treffe, treten diese Gedanken unvermeidlich in meinem Kopf auf. Aber eigentlich kann man es ja. Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

chen oder Schreiben. Auch meine Freund[*innen] und Familie sind gewöhnt daran, dass ich manchmal Dinge falsch ausspreche. Deswegen fällt mir das persönlich auch einfach nicht so sehr auf, dass ich Legasthenie habe. Das merke ich dann eher, wenn ich auf neue Leute treffe. Dann baut sich immer so ein Druck auf, die Wörter richtig auszusprechen. Das finde ich dann manchmal richtig schwer, weil ich dann nicht weiß, wie ich reden soll. Aber in meinem alltäglichen Leben ist es jetzt keine Beeinträchtigung, die ich als Benachteiligung wahrnehme.

Besonders das praxisorientierte Arbeiten an der UdK macht es für mich leichter. Es gibt keinen großen Leistungsdruck, wie er an anderen Unis existiert. Es geht auch eher darum, zum Beispiel etwas Kreatives zu schreiben. Wenn ich über etwas schreiben kann, was mir Spaß macht, fällt es mir auch leichter, mich selber zu korrigieren. Das Schreiben ist eher natürlicher. Längere und vor allen Dingen dann deutsche Texte zu lesen, das fiel mir dann schon schwerer. Ich habe super lange gebraucht, einige Texte zu lesen und habe dann auch häufig richtig Kopfschmerzen bekommen, weil ich mich so stark konzentrieren musste.

Manchmal ist es mir lieber, dass Leute wissen, dass ich Legasthenie habe. Wenn ich mich dann verspreche oder nicht Laut-Lesen kann, wissen die anderen, dass es meine Legasthenie ist und können das dann verstehen. Aber manchmal wünsche ich mir auch, dass keiner es weiß. Ich kann dann so tun als hätte ich es nicht und bin einfach normal. Dennoch ist es einfacher, wenn die Leute es wissen. Die Erwartungshaltung ist dann ganz anders. Einmal musste ich auch etwas laut vorlesen und es hat nicht so gut funktioniert. Dann habe ich auch gesagt, dass ich Legasthenie habe. Ich glaube, wenn der Professor das vorher gewusst hätte,

hätte man diese unangenehme Situationen vermeiden können. Mir wäre es am liebsten, wenn ich einfach nicht bin. Es sollte werden, was lesen aber auch, wenn ich nicht. Wenn ich sage, ich kann's gerade nicht lesen wegen Legasthenie, dass das dann akzeptiert wird. Aber auch im Umkehrschluss, wenn ich sage, ich kann's und es probieren möchte, etwas zu lesen. Ich will nicht von vornherein ausgeschlossen werden.

An dem ersten Tag von der Uni hatte ich super Angst, eine Konversation mit den neuen Leuten zu führen und dass sie meine Legasthenie bemerken. Ich war dann total nervös. Man macht sich selber Druck, indem man denkt: Ich muss gut klingen und die Wörter richtig aussprechen. Aber dadurch wird es dann nur noch schlimmer. Ich hatte die ganze Zeit diesen Alarmgedanken im Hinterkopf: Sag nichts Falsches. Sprich nichts falsch aus. Ich habe zwar eine Weile gebraucht, bis ich mich wohl genug gefühlt habe, habe aber dann auch Leuten gewarnt und es war voll okay. Es war ein innerlicher Druck, der in einem aufgestiegen ist. Wenn ich eine neue Gruppe von Leuten treffe, treten diese Gedanken unvermeidlich in meinem Kopf auf. Aber eigentlich kann man es ja. Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

hätte man diese unangenehme Situationen vermeiden können. Mir wäre es am liebsten, wenn ich einfach nicht bin. Es sollte werden, was lesen aber auch, wenn ich nicht. Wenn ich sage, ich kann's gerade nicht lesen wegen Legasthenie, dass das dann akzeptiert wird. Aber auch im Umkehrschluss, wenn ich sage, ich kann's und es probieren möchte, etwas zu lesen. Ich will nicht von vornherein ausgeschlossen werden.

An dem ersten Tag von der Uni hatte ich super Angst, eine Konversation mit den neuen Leuten zu führen und dass sie meine Legasthenie bemerken. Ich war dann total nervös. Man macht sich selber Druck, indem man denkt: Ich muss gut klingen und die Wörter richtig aussprechen. Aber dadurch wird es dann nur noch schlimmer. Ich hatte die ganze Zeit diesen Alarmgedanken im Hinterkopf: Sag nichts Falsches. Sprich nichts falsch aus. Ich habe zwar eine Weile gebraucht, bis ich mich wohl genug gefühlt habe, habe aber dann auch Leuten gewarnt und es war voll okay. Es war ein innerlicher Druck, der in einem aufgestiegen ist. Wenn ich eine neue Gruppe von Leuten treffe, treten diese Gedanken unvermeidlich in meinem Kopf auf. Aber eigentlich kann man es ja. Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

Man muss sich nur überwinden.

“Viele haben Angst vor Stigmatisierung und outen sich lieber nicht. Es muss eine Offenheit und ein Klima geschaffen werden!”

– Marion Arnold, Leiterin der Studienberatung und Beauftragte für Studierende mit Behinderung und chronischen Erkrankungen

Mit welcher Frage wenden sich die Studierenden besonders häufig an Sie?

Studieninteressierte fragen zunächst erstmal nach einer Quote. An anderen wissenschaftlichen Unis gibt es ja immer eine Quote für Studierende mit Beeinträchtigung. Dadurch sind sie es gewohnt, eine Direkt-Zulassung bekommen zu können. Das ist bei uns nicht der Fall. An der Udk muss jeder die Zugangsprüfung absolvieren. Ich mache dann häufig darauf aufmerksam, dass sie mich jederzeit anrufen können und gebe ihnen meine Karte, also meine Telefonnummer. Ich gebe Anstöße und biete Hilfe an, ob die Person das dann in Anspruch nehmen möchte, ist ihr überlassen.

Würden Sie allen Beeinträchtigten raten, sich zu „outen“? Und wenn ja, warum?

Viele haben Angst vor Stigmatisierung und „outen“ sich lieber nicht. Dabei verzichten sie sogar manchmal auf den Nachteilsausgleich und sagen mir dann, dass sie es erstmal so probieren wollen. Ohne irgendeine Hilfe. Viele wollen nicht so wahrgenommen werden. Wenn jemand auf den Nachteilsausgleich verzichten möchte, dann

ist das von mir sowie von den Eltern zu akzeptieren. Es geht immer um die Person. Aber wenn sie dann tatsächlich an Grenzen stoßen, ist es völlig legitim, mich anzusprechen und Hilfe zu äußern.

Was ist Ihnen wichtig, wenn Sie Beeinträchtigten helfen?

Man muss in den persönlichen Kontakt gehen und individuell mit jeder Person kommunizieren. Mir selber ist es lieber, wenn ich die Person sehen und nicht nur per Telefon antworten kann. Dabei sollte man eben auch auf die Einordnung achten. Wer sich als beeinträchtigt fühlt, wer nicht, wer Angst hat vor Stigmatisierung – das sind alles Dinge, auf die man Acht geben muss. Die Personen sind immer Expert[*inn]en in eigener Sache. Das sollte man nicht vergessen. Die Frage ist, was jetzt gerade für die Person das Beste ist. Und das erfährt man nur, wenn man nicht nur der eigenen Meinung Platz gibt, sondern erstmal der Person zuhört.

Denken Sie, dass der Bewerbungsprozess viele abschreckt?

Es kann. Das ist vermutlich unterschiedlich. Aber für mich gehört auch immer eine

Offenheit und eine Kultur an der Hochschule dazu. Das finde ich auch an dem Studiengang Tanz sehr positiv. Dort gibt es jetzt eine Person, einen Ansprechpartner, an den sich andere Leute wenden können. Ich habe aber auch gemerkt, dass bei Personen, die bislang wenig oder gar nicht mit Thema in Berührung gekommen sind, noch keine Offenheit herrscht. Und da muss man dann erstmal anfangen, diese Offenheit zu erzeugen und sich darauf einzulassen.

Würden denn schon Aktivitäten unternommen, um ein Bewusstsein für eine solche wünschenswerte Hochschulkultur zu schaffen?

An der Fakultät Bildende Kunst gab es mal eine Studentin, die eine Gruppe ins Leben gerufen hat. Leider hat das nicht so gut funktioniert, wie sie gehofft hatte. Ich habe ein paar Leute, zu denen ich Kontakt hatte, darauf hingewiesen. Als ich dann nochmal nachgefragt habe, sagte sie mir, dass das mit der Gruppe gar nicht geklappt hat. Da ging es auch um psychische Beeinträchtigungen und an den Reaktionen, die ich bekommen habe, habe ich gemerkt, dass viele das gar nicht so wollten. Trotzdem

wäre so ein Netzwerk oder eben eine Ansprechperson, wie wir sie jetzt im HZT haben, toll. Ein Netzwerk, das übergreifend mit anderen Universitäten wie der FU oder HU ist, würde auch weitere Kontakte ermöglichen.

Gibt es einen bestimmten Grund, warum Sie die Arbeit gerne machen?

Ich bin der Meinung, dass in unserer Gesellschaft eine Teilhabe und ein selbstbestimmtes barrierefreies Studium möglich sein sollten. Das geht sogar über die Uni hinaus. Auch ein selbstbestimmtes Leben sollte möglich sein. Personen mit einer Behinderung müssen studieren können. Dazu möchte ich gerne beitragen. Deswegen ist es wichtig, dass es solche Beauftragten an den Universitäten gibt, die sich dafür ein-

setzen. Das geht jedoch weit über meine Person hinaus. Ich würde es unglaublich schön finden, wenn es an der ganzen Universität ein positives Klima und eine Offenheit geben würde. Und dass alle zu diesem Klima beitragen. Angefangen bei der Hochschulleitung, über die Lehrenden und sonstigen Mitarbeiter*innen bis hin zu den Studierenden. Es ist wichtig, dass sich die Studierenden mit Beeinträchtigung angenommen und willkommen fühlen und wissen, dass sie nicht alleine dastehen und es Personen gibt, die sich mit einsetzen. Das ist eine enorm wichtige Sache.

Merken Sie einen Unterschied im Umgang mit psychischen und körperlichen Beeinträchtigungen?

Ich habe das Gefühl, dass

körperliche Beeinträchtigungen in unserer Gesellschaft mehr akzeptiert werden als psychische.

Körperliche Behinderungen sind etwas handfestes, das kann man sehen, das bekommt jeder mit, das ist so. Das ist eine Krankheit. Aber psychische Beeinträchtigungen, die genauso eine Krankheit sind, die Seele kann eben auch krank sein, da wird anders mit umgegangen. Dabei sind viele Leute dafür dann auch schon wieder offen. Manchmal ist es ja auch nur die Befürchtung, dass die anderen nicht offen sind und die Angst vor dem Outen. Aber viele können es dann doch nachvollziehen und geben eine positive Resonanz, indem sie dann bei den Prüfungen und co. mit sich reden lassen. Man muss sich auch bei psychischen Beeinträchtigungen wagen, etwas in Anspruch zu nehmen.

Bilder: Zsófia Puszt



MEHR
HIER

„Verpflichtende Quoten finde ich schwierig“

KLEMENS ELIAS BRAUN / Künstlerische Ausbildung Klavier

Seit einem knappen Jahr ist Prof. Norbert Palz Präsident der UdK. Im Gespräch stellt er Grundzüge seiner Agenda vor und bezieht Stellung zu aktuellen Problemen.

Seit April 2020 sind Sie unser Uni-Präsident. Welche Bilanz ziehen Sie nach diesem außergewöhnlichen Jahr?

Sie haben Recht, es war ein besonderes Jahr. Zwei Wochen bevor ich meine offizielle Ernennung erhalten habe, begann der Lockdown - seitdem bemühe ich mich um das Aufrechterhalten einer gewissen künstlerischen Praxis. Neben der "Ambulanten Versorgung" der Hochschule stand die Suche nach Möglichkeiten der künstlerisch-inhaltlichen Nutzbarmachung dieser Zwangssituation im Fokus. Beispielsweise hat die Digitalisierung der UdK bisher kaum eine Bedeutung gehabt. Meine Haltung ist hier eine etwas andere: Ich sehe sie nicht als eine möglichst praxisnahe Emulation eines analogen Erlebnisses, sondern als neues Territorium künstlerischer Aktivitäten. Diese Aktivitäten haben auch eine politische Ebene, da sich über das Digitale neue, spannende Kommunikationsmöglichkeiten eröffnen...

... aber auch Hürden aufbauen.

Natürlich sehe ich die Gefahren im Digitalen, die Probleme der digitalen Praxis und die Schwierigkeiten in der Zugänglichkeit. Gleichzeitig ist auch eine neue Art des Kontakts entstanden, die Berührungsängste abbaut und neue inner- und außeruniversitäre Kommunikationswege schafft. Digitale Medien können beim Abbau institutioneller Schwellen hilfreich sein.

Ein zentrales Thema war die Frage einer anderen Diversität und wie wir Diskriminierungstatbestände in unserem (Universitäts-) Alltag bekämpfen können. Deshalb wurde ein Runder Tisch initiiert, bei dem sich die Vizepräsidentin einmal im Monat mit Akteur*innen zum Gespräch trifft. Uns ist sehr wichtig, dass sich die Hochschule wirklich öffnet, andere Stimmen hört und kritisch reflektiert. In einem ersten Schritt haben wir auf Studierendeninitiative versucht, die ökonomische Zugänglichkeit zu den Deutschkursen zu verbessern.



„Ein Punkt, der mir sehr am Herzen liegt, ist eine Stärkung der Kommunikation zwischen den Fakultäten.“

Ein erster Schritt war die Projektarbeit zum Open Call im Sommer. Zudem möchten wir das Studium Generale in Bezug auf eine Anrechenbarkeit und die Betreuungssituation verbessern. Zusätzlich soll das Steinhaus im Zentrum des Gartens der Hardenbergstraße unter Führung des AStA zu einem Ort der überfakultären Begegnung werden. Im Sommersemester ist ein Wettbewerb zur Gestaltung und Nutzung unter Beteiligung aller Fakultäten geplant. Ein besonderes Augenmerk lag auch auf der Lehramtsausbildung an der Fakultät 1. Wir setzen auf eine neue Gesprächskultur, die es ermöglicht, sich den Problemen zu widmen. So diskutieren wir neue Ideen zum Studienverlauf und inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, die vielleicht auch neue Studiengänge hervorbringen werden. Auch mit der Raumfrage beschäftigen wir uns intensiv. Mein Kollege Prof. Jean-Philippe Vassal hat einen Vorschlag für die Überdachung des Zwischenhofes zwischen Quergebäude und Bildhaueratelier gemacht. Mit seinen Entwürfen werden wir weiter versuchen, die Werkstattsituation zu entspannen.

Atelierarbeit, Übe- und Lehrbetrieb sind immer noch reglementiert und werden es voraussichtlich auch im kommenden Semester noch bleiben. Unabhängig davon leidet die UdK unter einem massiven Raummangel. Welche Aussichten auf Entspannung bestehen?

Bereits im vergangenen Juli habe ich intern sehr deutlich gemacht: Wir brauchen eine

nachhaltige Raumnutzung und müssen uns als "sharing-community" verstehen. Es gibt jedoch Ängste, die auch aus der institutionellen Geschichte herrühren, dass die Fakultäten den Zugriff auf ihre proprietären "Besitztümer" verlieren könnten. Deshalb glaube ich, dass wir gemeinsam mit den Dekanaten eine Kultur des gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Verbindlichkeiten etablieren müssen.

Wäre die flächendeckende Einführung eines Raumbuchungssystems eine Lösung?

Zuerst müssen die Fakultäten ihre Kernnutzung definieren, es muss klar sein, wann welche Räume zum Unterricht genutzt werden - dann gibt es sicherlich einen Bereich, der für alle Fakultäten nutzbar gemacht werden kann. In Fakultät 3 findet das ASIMUT-System [Anm. d. Red: Online-System zur Raumbuchung für Teile der Fakultät Musik] ja bereits Anwendung. Grundsätzlich bin ich der Meinung, dass wir in Zeiten wie diesen keine zusätzlichen Flächen anmieten können, wenn wir eigentlich Räume haben, die zeitweise ungenutzt sind. Vielmehr müssen wir einen Nachhaltigkeitsdiskurs führen.

Viele Studierende beklagen sich über einen schwierigen Informationszugang bezüglich des Pandemiebetriebs. Die Internetseite ist mittlerweile sehr unübersichtlich geworden, häufig wird nur die Presseerklärung der Senatskanzlei veröffentlicht,

selten erhält man eine erklärende Mail und selbst auf Twitter wird nicht mehr über die Corona-Situation informiert. Gerade für Menschen, deren erste Sprache nicht Deutsch ist, ist eine klare und verständliche Kommunikation durch die Universität von Bedeutung.

Das Problem war mir nicht bekannt.

In den Leitungsrunden versuchen wir uns neben den Stimmen aus den Fakultäten auch Feedback vom AStA zu holen. Vor wenigen Wochen wurden zudem die Corona-Kacheln auf der Website neu sortiert und vereinheitlicht. Ich werde aber darauf hinwirken, dass in den Social Media-Kanälen die aktuellen Entwicklungen besser abgebildet werden. Zu Beginn der Pandemie habe ich zusammen mit der Kanzlerin mehrfach einen Brief zur aktuellen Lage geschrieben, da es mir ein Bedürfnis war, direkt mit den Angehörigen der UdK zu kommunizieren. An dieser Praxis sollten wir festhalten.

Können Sie etwas zu den Corona-Zahlen an der UdK sagen?

Die sind sehr niedrig, 2 bis 4 pro Woche.

Ich habe den Eindruck, dass Lehrende und Studierende sehr genau wissen, wie wichtig das Einhalten der Regeln ist, da dadurch künstlerische Praxis weiter ermöglicht werden kann. Für mich ist das eine Frage der Solidarität, da viele nicht die Möglichkeit haben, ihre künstlerische Arbeit ausschließlich von zu Hause aus zu erledigen.

Am 7.10.20, kurz vor einer Kampfabstimmung über die Bundestagskandidatur zwischen Herrn Müller und Frau Chebli haben Sie einen offenen Brief mitunterschrieben. Warum haben Sie diesen Brief unterschrieben?

Ich denke, dass bei aller berechtigten Kritik Herr Müller enorm viel für die Berliner Wissenschaft geleistet hat, Stichwort Etaterhöhung. Zudem empfinde ich ihn als engagiert und se-

riös. Trotz Kritik und Meinungsverschiedenheiten, die wir an und mit der Senatskanzlei oder Staatssekretärkraft haben, fand ich Müllers Kandidatur deshalb unterstützenswert.

In diesem Brief wird ausführlich der Wissenschafts- und Forschungsstandort Berlin gelobt, ausdrücklich nicht erwähnt werden jedoch künstlerisch-kulturelle Besonderheiten Berlins, die UdK wird somit gar nicht repräsentiert.

Da haben Sie Recht, die UdK als gleichberechtigte Universität zu positionieren - daran haben wir grundsätzlich zu arbeiten.

Ein Beispiel: Wir schreiben derzeit mit der TU einen Antrag für das Einstein Center zum Thema climate change. An der TU erhoffte man sich von der Zusammenarbeit, über künstlerisch-gestalterische Zugänge eine qualifizierte Form der Wissenschaftskommunikation zu initiieren. Nach dem Motto: Wir haben die Wissenschaft und ihr bringt sie schön rüber. Am vergangenen Freitag habe ich deshalb gegenüber Herrn Müller nochmals deutlich gemacht, dass wir eine Institution sind, die sich in einer eigenen kritischen Form innovativ an der Gestaltung der Gesellschaft beteiligt.

Hängt diese falsche Wahrnehmung vielleicht auch damit zusammen, dass die UdK nicht Teil der Berlin University Alliance ist?

Sicherlich. Jedoch erschwert die in den Statuten der BUA vorgesehene Limitierung auf drei Berliner Universitäten in Anbetracht ihrer wissenschaftlichen Ausrichtung eine Positionierung der UdK anstelle der TU, HU oder FU. In der BUA gibt es starke Verbünde, die auf Klassifizierungssystemen aufbauen. Da wir nicht auf Rankings setzen und nicht so drittmittelstark sind, gewinnen wir am stärksten, wenn wir die künstlerische Eigenform mit einem Erkenntnisgewinn, der auch Relevanz für die anderen Universitäten hat, verbinden. Deshalb haben wir uns auch klar gegen das in der BerIHG-Novelle [Anm. d. Red: Reformierung des Berliner Hochschulgesetzes]

vorgesehene Verbot des künstlerischen PhD ausgesprochen. Wir arbeiten daran, eine neue Struktur von Wissenschaftlichkeit an der UdK zu etablieren, die in einen Qualifizierungszyklus aus künstlerischer, künstlerisch-wissenschaftlicher oder wissenschaftlicher Arbeit eingebettet werden soll.

In einem Interview sprachen Sie davon, dass die UdK eine Hochschule des 21. Jahrhunderts sein müsse. Ist die UdK Vorreiter, Abbild des Zeitgeistes oder doch eher ein Riesen-dampfer, der einige Anpassungszeit benötigt?

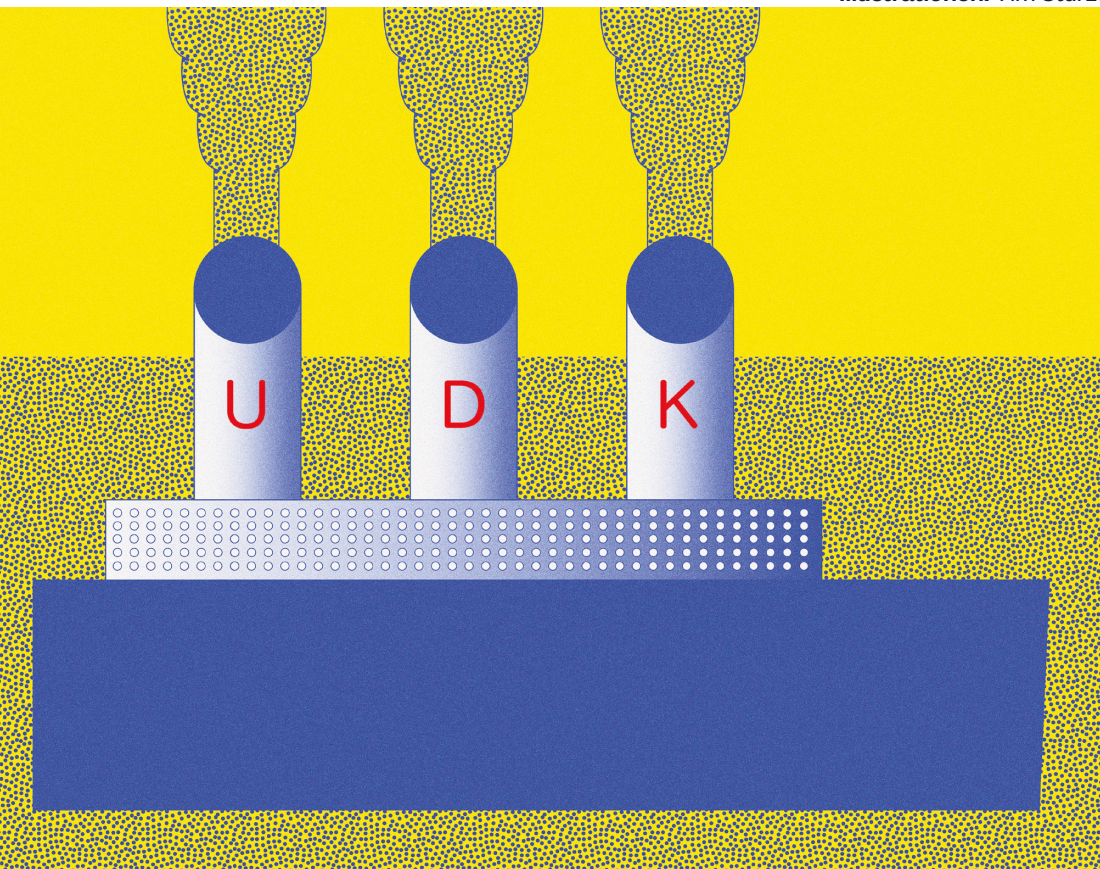
Letzteres auf alle Fälle, da wir eine sehr starke Binnenkultur haben. Unsere Fakultäten sind größer als die einzelnen Kunsthochschulen, da braucht man Ausdauer. Die UdK hat in ihrer einzigartigen Breite - wie sie keine andere Hochschule in Europa hat - die unglaubliche Möglichkeit, über die unterschiedlichen Fachkulturen Themen in das System einzuspeisen

und dort zu reflektieren. Damit ist sie nicht nur Spiegel der Zeit, sondern Vorreiter, gerade in einer künstlerischen Gestaltung und Betrachtung gesellschaftlicher Fragestellungen.

Wir haben als Institution, die sich während des Nationalsozialismus sehr negativ transformiert hat, sich jedoch wieder re-transformieren konnte, eine besondere Glaubwürdigkeit. Das hilft uns, UdK-spezifische Antworten auf die Fragen unserer Zeit zu finden, die in unserer Gegenwart und in die Zukunft gedacht sind, aber einen starken Bezug zu unseren eigenen Institutionsgeschichte aufweisen.

Eine solche Verknüpfung von künstlerischer Praxis und aktuellem gesellschaftspolitischem Diskurs gab es im vergangenen Sommer. Viele Studierende haben sich unter dem Motto #extrascism mit dem Thema Rassismus und Diskriminierung an der UdK beschäftigt. Es gab einen offenen Brief und einen Forderungskatalog.

Illustrationen: Tim Stürze



„Wir sind dabei, zwei Stellen einzurichten: eine*ⁿ Antidiskriminierungsbeauftragte*ⁿ mit dem Fokus auf Antirassismus und eine psychologische Studienberatung.“

Welche Maßnahmen hat die UdK, neben den oben von Ihnen beschriebenen, bereits ergriffen?

Sehr schnell haben wir im Gespräch mit der Kommission für Chancengleichheit und der Studierendenvertretung die Initiative zur Verbesserung der Situation von Transmenschen aufgenommen. In der Folge wurde eine Testphase für all-gender Toiletten gestartet, wir haben die freie Wahl des Vornamens auf den Weg gebracht und sind dabei, alle Hochschuldokumente in gender-neutrale Sprache zu überführen.

Manche Forderungen sind für uns aber aktuell schlichtweg nicht zu erfüllen. Aufgrund unseres Budgets können wir nicht eine Reihe von verschiedenen Beauftragten finanzieren, die sich mit unterschiedlichen intersektionalen Diskriminierungstatbeständen auseinandersetzen. Aber wir versuchen, diverse Projekte über Mittel aus dem Berliner Chancengleichheitsprojekt zu unterstützen. Zudem sieht die Novelle des Berliner Hochschulgesetzes etliche strukturell sinnvolle Maßnahmen vor, um deren Finanzierung wir uns im Verbund mit den anderen Hochschulen derzeit beim Senat bemühen.

Wie steht die Hochschulleitung zur Forderung nach verpflichtenden Quoten für BiPoc, LGBTQ+ und disabled persons in Berufungs- und Zulassungskommissionen?

Verpflichtende Quoten finde ich schwierig, weil es in verschiedenen Studiengängen und Fachkulturen Schwierigkeiten gäbe, eine solche Quote zu erfüllen. Zumal die Menschen, die infrage kämen, dann nur noch in Berufungskommissionen sitzen könnten.

Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass wir uns sehr intensiv bemühen, Personen mit diversem Hintergrund an die Uni zu bekommen, da sie wertvolle andere Blickwinkel zu vielen Themen mitbringen. Aber ganz klar: wir sollten darauf hinarbeiten, dass sich ihr Anteil erhöht.

Es wird von den Studierenden an einer Klimacharta gearbeitet und dort gibt es den Vorschlag, bei der Neubesetzung von Stellen auf die Sensibilität der Kandidat*innen in Bezug auf die Klimakrise zu achten und das auch in die Auswahl miteinzubeziehen.

Wie stehen Sie zu solchen ideologisch gefärbten Kriterien?

Solche Prüfungen mag ich nicht. Nicht dass ich es inhaltlich bedenklich fände, nur sollten wir nicht Menschen entlang eines inhaltlichen Kataloges einsortieren, der dann notwendigerweise auch weitere relevante Themen umfassen müsste. Das birgt immer die Gefahr, dass sich neue Machtpositionen materialisieren. Es handelt sich um die Frage eines Kulturwandels, hin zu einem Bewusstsein einer individuellen Transformationsnotwendigkeit. Ich glaube, dass ein wirklicher Wandel, gerade in Fragen der Nachhaltigkeit, nur über das Bewusstsein des Einzelnen erfolgen kann. Jeder hat sein eigenes Verhalten zu überprüfen und daraus Konsequenzen zu ziehen.

Wie sieht es mit konkreten Handlungsmöglichkeiten an der UdK aus- mit effizientem Heizungsmanagement, Installation von Solaranlagen oder einer Nachbesserung der Gebäudeisolation?

In Teilen stehen dem Schwierigkeiten beim Denkmalschutz im Weg. Wir haben jedoch bereits Solaranlagen auf den Dächern Einsteinufer und Hardenbergstraße. Die Gemeinsame Kommission für Klimagerechtigkeit und Nachhaltigkeit, die jetzt vom Akademischen Senat eingerichtet wurde, hat den Auftrag, sich mit möglichen architektonischen Verbesserungen und einem klimasensiblen Gebäudemanagement zu befassen. Zudem soll sie einen jährlichen Nachhaltigkeitsbericht vorlegen und Vorschläge und Konzepte für Maßnahmen einer nachhaltigen und klimagerechten Entwicklung der UdK erarbeiten. Es ist jedoch notwendig, dass besonders in der Praxis in neue Richtungen gedacht wird - es gibt aber mittlerweile auch viele Initiativen, sowohl von Lehrenden als auch von Studierenden, die sich dem Problem widmen. Wir haben gerade einen Antrag für die Finanzierung einer/eines Klimaschutzbeauftragten gestellt, die/der diesen Prozess und die Maßnahmen auf dem Weg zu einer klimafreundlichen Hochschule fakultätsübergreifend koordinieren soll.

In vielen Gebäuden der UdK ist die Barrierefreiheit noch stark eingeschränkt, gibt es einen Zeitplan für den barrierefreien Ausbau von Eingangsbereichen, Treppenhäusern etc.?

Die Gebäude wurden alle begangen und in manchen Gebäuden ist es, nach dem was mir berichtet wurde, einfach nicht möglich, Barrierefreiheit herzustellen - auch aus Denkmalschutzgründen. Wir werden leider mit der Situation leben müssen, dass wir nicht alle Gebäude barrierefrei ausbauen können.

Aber beispielsweise das UniT ist nur über Stufen zugänglich, auch die darüber liegenden Unterrichts- und Seminarräume sind nicht barrierefrei zu erreichen. Das wirkt sich direkt darauf aus, ob Teilhabe oder ein inklusives Studium überhaupt möglich sind.

Ich habe mich mit diesem Problem noch nicht so viel beschäftigt und weiß nur, dass wir in bestimmten Häusern Schwierigkeiten haben. Wie das jetzt mit dem UniT konkret aussieht, und ob da bereits etwas in Planung ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Natürlich versuchen wir aber, wo immer möglich, diese Barrieren abzubauen.

Wie stellen Sie sich Ihre Zusammenarbeit mit den Studierenden in den kommenden Jahren vor?

Ich bin sehr glücklich, dass uns bereits eine gute und vielfältige Zusammenarbeit gelingt, beispielsweise in regelmäßigen Gesprächen mit dem AstA oder im Erweiterten Präsidium. Sicherlich gibt es grundsätzliche Vorbehalte gegenüber Leitungsfiguren und universitären Hierarchien, aber ich versuche, die Universität im Sinne einer transparenten und beteiligungsstarken Leitungskultur zu führen. Das Präsidium [Anm.: Präsident*in, Erste*r Vizepräsident*in, weitere*r Vizepräsident*in] ist keine Gruppe von Menschen in einem Elfenbeinturm, sondern wir sehen uns als Gesprächspartner*innen. Deshalb ist es mir wichtig, dass Entscheidungsfindungen demokratisch und in einem guten Miteinander ablaufen. Der Weg zu einem Ergebnis ist für mich immer auch eine

Frage der Prozessästhetik und Ethik. Zudem setze ich mich für eine Studentische Vizepräsidentschaft ein, die wir hoffentlich nach Verabschiedung der BerlHG-Novelle einführen können.

Zum Schluss, wenn wir auf die vielen unterschiedlichen Themen schauen, die wir heute besprochen haben, wo hoffen Sie, dass wir am Ende Ihrer ersten Amtszeit stehen?

Ich sehe die UdK in ihrer Relevanz als die führende künstlerische Ausbildungsstätte Europas - nicht wegen ihrer Größe, sondern aufgrund der Aktualität und Qualität in der angebotenen Ausbildung und Forschung.

Ich sehe sie auch als eine Institution, die eine dezidierte Haltung zu einer sich wandelnden technologischen Welt hat, und diese in einer innovativen und radikalen Art künst-

lerisch gangbar macht - als politisches und künstlerisches Instrument. Ich möchte, dass wir gemeinsam mit den relevanten Fachvertreter*innen gut konzipierte Qualifikationsformate und eine strukturell verankerte Promotion entwickeln. Zudem sollten wir uns bemühen, eine Institution zu werden, die die gesellschaftlichen Themen im Verbund mit anderen, aber im besonderen Bewusstsein der eigenen Geschichte und unserer Werte durch die Linse der Künste betrachtet. Schließlich sollten wir Lösungen für die Lehramtsfragen und die damit verbundenen Kapazitäts- und Raumprobleme finden und uns weniger als vier einzelne Fakultäten betrachten. Stattdessen soll eine inhaltlich-künstlerische Ökologie ausgebildet werden, in der räumlich und inhaltlich studiert, kommuniziert und geforscht wird.

Nach den verbleibenden vier Jahren dieser Amtszeit werde ich mich an den Ergebnissen messen lassen.

Prof. Norbert Palz ist seit dem 1. April 2020 Präsident der UdK. Zuvor war er Prodekan der Fakultät Gestaltung und Erster Vizepräsident. Nach einem Architekturstudium an der TU Berlin und zahlreichen internationalen Projekten wurde er zum Wintersemester 2010 als Professor für „Digitales und Experimentelles Entwerfen“ an die UdK berufen.



WACHSEN



Bilder: Luisa Kühne

Is there still

LUÍZA LUZ / Kunst im Kontext

Created in the context of the COVID-19's pandemic crises, "After Nature Soundscape" (2020) is an audio-visual performance that addresses subjective, social and environmental layers of reality to be reconsidered.

time?



From forests burning in the areas of Pantanal in Brazil, Indigenous Black and Queer communities fighting against white patriarchal supremacies worldwide, to the digital replacement of the bodily presence, and the Planet Earth as a living metaphor to abolish oppressive systems, "After Nature Soundscape" (2020) presents an immersive trip through internal and external apocalyptic soundscapes in process of regeneration.

But what is dying and what is being born after all? Perhaps, what must die, are all the belief systems based on separations: between humans, Planet Earth and every culture. Between humans themselves. Between us and the unknown. From this, we could start reconsidering the cultivation of empathy, trust and mutual care.

Even though "love was never a very popular movement", as pointed out by the African-American openly gay author and activist James Baldwin (1924 - 1987), it seems to be the only possible answer. Everyone is responsible, but especially are the oppressors. How do we continue or stop to support oppressive interactions? How can we really support the movement of love?

"After Nature Soundscape" is not only a critical response to this challenging context, but also a call for collective action. A call for reconsideration. An invitation to create new desirable timelines, un-re-learning to grow forests of affection: from inside to outside.

"Fui até a floresta, enquanto o fogo queimava.

De todas as árvores que haviam virado cinzas,

restava apenas uma.

Caminhei em sua direção e

abracei o seu corpo em brasa.

Meu corpo virou fogo junto dela.

E depois, reduzido à cinzas,

transmutou a morte em sussurro da vida.

Disse ela:

Vocês, humanas, agora precisarão

cultivar árvores dentro de seus corações.

Abri os olhos e já não estava mais lá.

A floresta também não.

Será que podemos sonhar com um novo mundo, já que somos responsáveis

pela construção e destruição deste?

Não sem floresta.

Neste mundo, não sem floresta."

Original version of the lyrics,

written by Luíza Luz. Part 1.

"I went into the forests while the fire burned.

Of all the trees that had turned into ashes,

One was left.

I walked towards them and

hugged their red-hot body.

My body turned into flames too.

And then, reduced into ashes,

They transmuted death into a whisper of life.

They said:

you, human beings, will now need to

cultivate trees within your hearts.

I opened my eyes and was no longer

in the forest, nor was the forest there.

Can we dream with a new world,

since we are responsible

for its construction and destruction?

Not without the forests. In this world,

not without the forests."

Translated version of the lyrics,

written by Luíza Luz.

Nature Collective

About After After Nature Collective is formed by Luíza Luz and Vi Amoras. We are both transdisciplinary artists from Brazil. At the same time we produce and play live with electronic and digital platforms, we search for organic interactions and also to commune and communicate with people and other living ecosystems. Through the digital, we express the voice of the organic, we talk about social processes of transformation and regeneration. About the importance of the land. The history of oppression and how the machination of the world moved us away from our autonomy. We reclaim this autonomy when we use digital media to express the intelligence of living organisms. To be free and autonomous to think and question the established paradigms and to co-create and perform new ones. Integrating and going beyond fictional oppositions.

**AFTER NATURE
SOUNDSCAPE, 2020
AUDIO-VISUAL
PERFORMANCE 28', VIDEO
DIRECTED AND PRODUCED BY
LUÍZA LUZ Y VI AMORAS
AFTER NATURE COLLECTIVE**



Bilder: Luíza Luz & Vi Amoras

www.luizaluz.com



VIDEO
HERE

Klimanotstand!

DAVID PÖLL / AStA / Tonmeister*in

Wie es zur Ausrufung des Klimanotstands an der UdK kam, welche Chancen er mit sich bringt und was noch zu tun ist. Ein Überblick.



Illustration: Ludwig Pfeiffer

2020 gab es so viele Tropenstürme wie noch nie zuvor. In Mittelamerika starben Anfang November mehr als 200 Menschen im Sturm »Eta«, nur wenige Tage später forderte der nächste Hurrikan »Iota« weitere Opfer. Für derart extreme Wetterlagen ist der Klimawandel verantwortlich – und für den wiederum nicht in erster Linie die stark betroffenen Länder in Mittelamerika, sondern die großen Industrienationen, unter ihnen Deutschland. Diese versucht Guatemalas Präsident Alejandro Giammattei jetzt zur Finanzierung der Reparaturen zu verpflichten. Die Verwüstung in Guatemala ist nur ein Beispiel von vielen, die zeigen: Die Klimakrise kostet Menschenleben, und wir sind dafür mitverantwortlich. Das heißt: Wir müssen Verantwortung übernehmen und handeln, und zwar sofort.

Am 4. November 2020 hat der Akademische Senat der UdK dazu einen Schritt in die richtige Richtung getan und einstimmig den Klimanotstand ausgerufen, mit dem er »den Klimawandel als existenzbedrohende Krise« anerkennt.

Ein gutes Jahr zuvor, im Sommer 2019, gründeten sich fast zeitgleich die studentischen Initiativen »Klasse Klima« (mit dem Ziel, ein interdisziplinäres Bildungsangebot zur Klimakrise zu schaffen) und UdK For Future

(UdKFF), die mit Kunstaktionen auf die Klimakrise aufmerksam machen und Studierende und Mitarbeitende der UdK für Demonstrationen und ein klimagerechtes Verhalten mobilisieren wollen. Mehr und mehr rückten in beiden Initiativen Ideen zur Transformation der »Institution UdK« hin zu mehr Klimagerechtigkeit in den Fokus – und außerdem beide Gruppen mehr zusammen. Schließlich übergaben sie im Februar dem neu gewählten UdK-Präsidenten Norbert Palz zum Amtsantritt die von der Klasse Klima formulierten 13 Forderungen. Zur selben Zeit hatte sich in dem neu zusammengesetzten Studierendenparlament ein Ausschuss für Nachhaltigkeit und Klimagerechtigkeit gebildet. In dem Zusammenhang wurde auch die Gründung eines neuen AStA-Referats für Nachhaltigkeit und Klimagerechtigkeit beschlossen, welches ich seit Mai inne habe.

Seitdem ist aus den Gesprächen zwischen der Klasse Klima, UdKFF und der Hochschulleitung/-administration die AG Klima entstanden, die im Juli ihre statusgruppenübergreifende Arbeit aufnahm. In vier Teams wurde in den letzten Monaten an einer Klimacharta, Beiträgen zum Zukunftstag, dem Bildungsangebot und an der Ausrufung des Klimanotstands gearbeitet.



Bild: Zsófia Puszt

Klimanotstand – (k)ein rein symbolischer Akt

Schon in den Gesprächen im Februar zeigte sich UdK-Präsident Norbert Palz grundsätzlich offen für die Ausrufung des Klimanotstands an der UdK. Während die Studierenden bei den Treffen für ein sofortiges Ausrufen und Handeln plädierten, bevorzugte die Hochschulleitung es, zunächst einige Maßnahmen auszuarbeiten, die der Akademischen Senat dann zusammen mit der Ausrufung des Klimanotstandes beschließen könne, um daraus mehr als einen symbolischen Akt zu machen. Erst im Herbst wurde darum die Ausrufung des Klimanotstands offiziell vom Akademischen Senat beschlossen, aber mit ihm auch konkrete Schritte, welche die Mobilität, das Bildungsangebot und die interne Strukturen der UdK betreffen. So wird beispielsweise in den kommenden Monaten als Pilotprojekt ein Lastenrad im Joseph's in der Bundesallee installiert, das als Teil der fLotte kostenlos ausleihbar sein wird. Es wird eine Mobilitätsumfrage erstellt, um die aktuelle Situation und Bedarfe für nachhaltige Fortbewegungsmöglichkeiten an den unterschiedlichen UdK-Standorten zu ermitteln. Weiterhin gibt es in diesem Wintersemester eine Ringvorlesung zur Klimakrise als Einführungsveranstaltung im Studium Generale. Ab 2021 wird die UdK jedes Jahr einen Nachhaltigkeitsbericht veröffentlichen. Außerdem nimmt im nächsten Jahr eine neue Kommission für Klimagerechtigkeit und Nachhaltigkeit des Akademischen Senats ihre Arbeit auf. Auch Fördermöglichkeiten für die Schaffung einer Stelle für eine*n hauptamtliche*n Klimamanager*in werden aktuell geprüft.

Wie geht es weiter? Und wer geht weiter?

All diese Maßnahmen sind wichtige Schritte und vor dem Hintergrund, dass die klimahochschulpolitische Arbeit an der UdK letztes Jahr erst begonnen hat, ein Riesenerfolg. Aber unsere Aktivitäten müssen langfristig unbedingt professionalisiert werden, um nachhaltig zu sein. Es braucht Personen, die hauptberuflich für die angestoßene Transformation arbeiten und dafür auch angemessen entlohnt werden. Personen, die einen Klimaneutralitätsplan für die Universität erstellen können und über ein entsprechendes Mandat verfügen, die notwendigen Maßnahmen auch umzusetzen. Genug zu tun gibt es auf jeden Fall.

Neben der Integration der Klimakrise in unser Bildungsangebot müssen Weiterbildungsmöglichkeiten für Professor*innen und Mitarbeiter*innen geschaffen werden, damit Studierende von ihren Lehrenden lernen können, wie eine nachhaltige Kunstpraxis aussehen kann und warum das wichtig ist. Weil Deutschland sich aktuell einen weit größeren Anteil am globalen CO₂-Kuchen genehmigt, als ihm zusteht. Weil uns eine historische Verantwortung obliegt, mehr zu tun als das, was gerade passiert, und weil diese nicht rein ökologische Krise mit anderen gesellschaftlichen Problemen zusammenhängt.

Wir können als Mitglieder und Initiativen viel anstoßen, fordern und bewegen, aber die großen Hebel – zum Beispiel welche Gelder wo zur Verfügung stehen oder zusätzlich vom Land gefordert werden oder ob ein Wechsel der Strom-, Wärme- und Gasversorger erfolgt – sind maßgeblich abhängig von der Haltung und Handlungsbereitschaft der Hochschulleitung. Die Ausrufung des Klimanotstands ist Bestätigung und Auftrag zugleich: Die Klimakrise muss ganz oben auf die Tagesordnung – jetzt!

Herzlichen Dank an Merle Krafeld für die Unterstützung beim Schreiben.

Wir brauchen einen Plan, wie die UdK klimaneutral werden kann.

Wir brauchen einen Umstieg auf 100% erneuerbare Energien.

Wir brauchen ein klimaschonendes gastronomisches Angebot.

Wir brauchen ein übergreifendes, nachhaltiges Mobilitäts- und Transportkonzept und eine Kehrtwende im Umgang mit Material.

Wir brauchen mehr Vernetzung mit anderen (Kunst-)Universitäten, um voneinander lernen zu können.

Und wir brauchen eine klare Kommunikation der Dringlichkeit der Klimakrise – intern wie extern.



From Oceans and Rivers to Blood-vessels and Streams.

DANIELA MEDINA POCH / Kunst im Kontext



A poem about Environmental Intersectionality

Some parts of the planet have become unbearable for human life, in 2020 there were million new disasters full of strife

In the next 50 years the planet could have an increase in the fluctuations of weather, larger than the one it has had in the previous 6.000 years altogether

Drying lands becoming deserts, high tides and sea levels rising, critical water and air qualities, how do we engage with these realities?

An odd correlation takes place – those affected the worst, have contributed the least in making CO2 emissions burst

The notion of “development” is the conceptual umbrella under which most ecosystemic harm has been done, under the promise of progress, the era of resource extraction begun, and after more than a few years the promise is still undone

The categories of First and Third world were installed, through which very rigid hierarchies were miscalled and the possibility for other logics was for many years walled

Third World countries would depend on external aid, that’s the game they played.

The Third World would become the source for

resources while the First World would create the discourses, making hegemonic certain narratives giving shape to our everyday realities, telling everyone how the planet is

While some consumed and consumed, others with scarcity were impugned. And now we are left with the risk of human extinction, Why did we pursue such a contradiction?

Due to the Spell of Neoliberalism, we live under the illusion of globalism. But having open borders for merchandise and other sort of commercial ties, that does not imply caring if a person at the other side of the world dies.

For whom are we fighting for? Nation-based Green Certificates such as Carbon Credits often ignore, the harm done to territories and communities offshore,

Are we including everyone in this fight? Who are we leaving out of sight?

As co-inhabitants of the Global North, what is our co-responsibility and how does this imply permissibility in some dynamics that perpetuate the current environmental debility?

As these Spells begin to crackle, we slowly begin to realize that the Climate Emergency as a borderless planetary concern we need to tackle.

When addressing Environmental Intersectionality
 Achille Mbembe asks "clean air for whom?"
 "I ask if it's for those who are able to consume?"
 but for those who cannot, is there still any room?

When will we stop pretending the planet is not our common territory?
 When will we stop acting towards other humans and species as predatory

Let's listen to all visions of territorial and communitarian organizations, from Degrowth to Ubuntu, Sumak Kawsay and Decelerations, that's how we can become aware of other forms of life and cosmovisions, that's maybe how we could avoid deadly divisions

Degrowth implies a radical reduction of the global economy, as well as a profound transformation in societies towards care, solidarity and autonomy. A social orientation towards sufficiency – instead of technological changes or improvements to achieve more efficiency.

Sumak Kawsay is a worldview from the Andes mountain range with its principles of interculturality and plurinationality it's definitely worth the exchange.

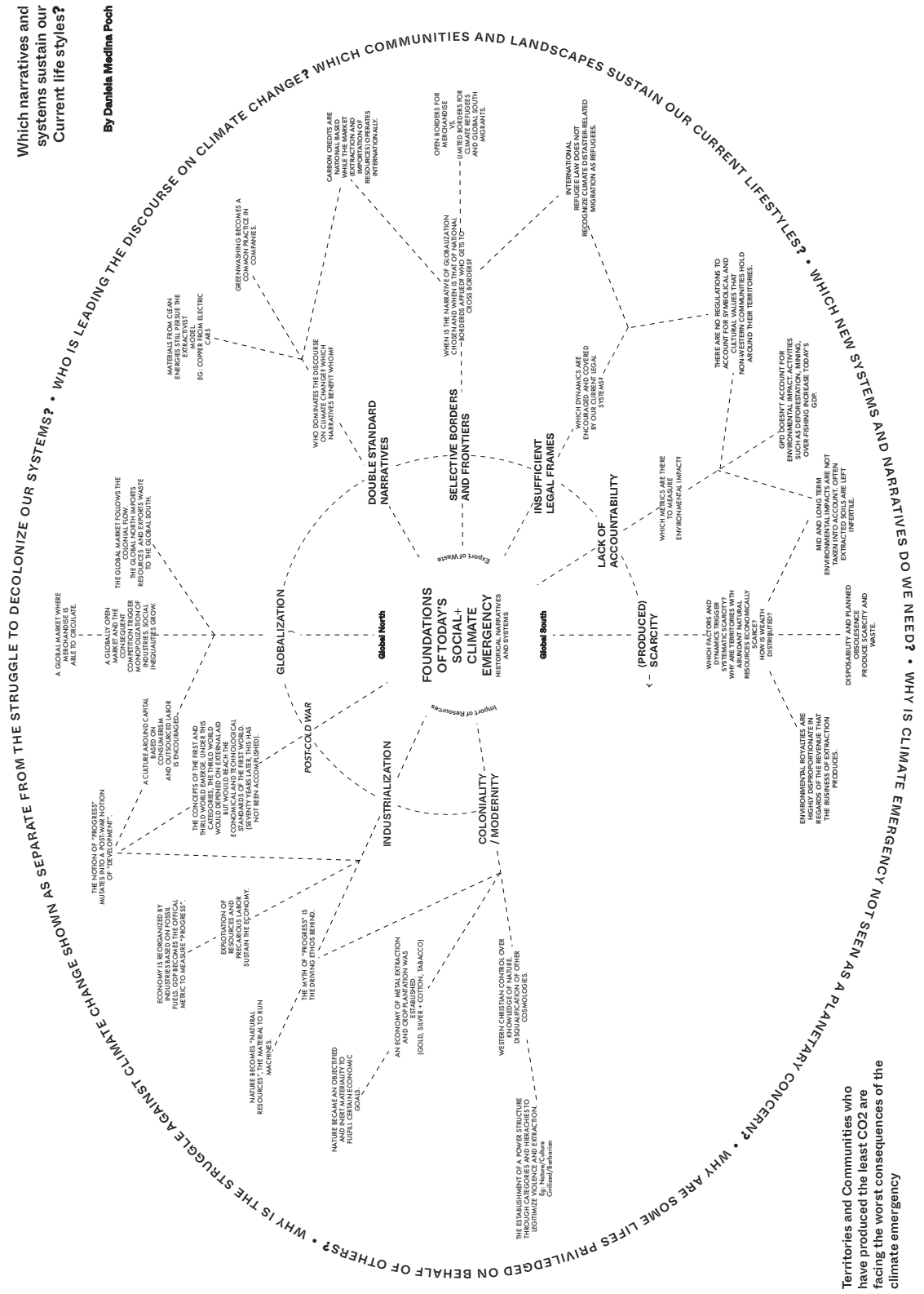
Sumak Kawsay defends interrelationality, correspondence and complementarity. A worldview that sets the economy of care as the regularity and as an element of the Pachamama or Mother Earth, the human community

Regenerative development implies working with the inherent potential of life system in developing high levels of synergy, symbiosis and collaboration restoring the health and vitality of ecosystems in which there is human participation and avoiding the use of non-renewable resources in anticipation

Ubuntu is a traditional South African term understood as the belief in a universal link that connects all humanity and it embraces a deep concept of interrelationality. It translates as "I am because we are" literally or "humanity towards the others" unconditionally

Not until we embrace a borderless notion of territory which takes into account the specificities of local communities and also embraces the principle of planetary interdependence, can we attempt to really transform the course of this story

Nature is not solely a source for resource extraction and this shift of values needs our urgent reaction.



Bilder: Daniela Medina Poch

Territories and Communities who have produced the least CO2 are facing the worst consequences of the climate emergency



Impressum

Redaktion

Nika Grigorian, Redaktionsleitung / Kunst im Kontext
 Helena Doppelbauer, Lektorat / Bildende Kunst
 Ching-Yang Lee / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation
 Livia Sarai Lergenmüller / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation
 Mengna Tan / Bildende Kunst

Gestaltung

Zsófia Puszt, Bildredaktion / Kunst im Kontext
 Paula Hornickel, Design und Gestaltung / Visuelle Kommunikation
 Luisa Kühne, Foto-Sonderserien / Gesellschafts- und Wirtschaftskommunikation
 Ronja Lang und Juliana Toro, Visuelle Identität der digitalen Version /
 Visuelle Kommunikation Alumni

Herausgeber

AStA der Universität der Künste
 Referat für Kommunikation und *eigenart*

Kontakt

AStA der Universität der Künste
 Hardenbergstraße 33, 10623 Berlin, Germany
 Telefon 030 3185 2765
 kommunikation@asta-udk-berlin.de

Digital

www.eigenart-magazin.de
 @eigenart_magazin

Druck

Königsdruck Printmedien und digitale Dienste GmbH
 Alt-Reinickendorf 28
 13407 Berlin
 koenigsdruck.de

Schriften

Helvetica
 Founders Grotesk
 Pilowlava

Papier

Circleoffset Premium Whitematt 100% Altpapier, 120 g/m²
 Circleoffset Premium Whitematt 100% Altpapier, 250 g/m²

ISSN

1869-8956



Allgemeiner Studierendenausschuss
 Universität der Künste Berlin



Universität der Künste Berlin



